



Illustriertes Familienblatt. * Begründet von Ernst Reil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Kains Entsühnung.

(4. Fortsetzung.)

Roman von Luise Westkirch.

Bevor die Sonne des nächsten Tages heraufstieg, waren Janfredrik und Brün geschäftig, ihr Lorchschiff zu beladen. Diesmal fuhren sie beide nach Bremen, Vieh und Haus nach ihrer Gepflogenheit dem halbwüchsigen Sohn des Nachbarn anvertrauend. Die inzwischen fertiggestellten Testamente mußten unterschrieben werden.

Brün hatte die Segel geflickt und neu geteert. Sorgfältig schichtete er jetzt frisches Stroh in den Schlafrum vorn im Schiff und verpackte die Eporrate, Milch, Schnaps, Brot, Buchweizenpfannuchen. Peter Petersen, der Wirt am Lorchhafen in Bremen, sollte nur das Bier an ihnen verdienen. Brün pffiff bei der Arbeit.

Aber Janfredrik war versonnen und zerstreut. Was ihm nie zuvor begegnet war — mitten im Schaffen stand er still und träumte. Eine wohlige Schlafheit war ihm von gestern in den Gliedern zurückgeblieben, gleichsam, als hätte das weiche Persönchen, indem es sich an ihn schmiegte, einen Teil der Kraft aus seinen Knochen genommen und dafür einen Schleier von seinen Augen gezogen. Denn er sah Dinge, die er nie zuvor gesehen hatte. Er sah, daß die Sonne, die eben über dem dampfenden Moor heraufstieg, schön war, sah, daß die Elstern, die am Kanalrand miteinander schwapten, zierliche weiße Westen und schwarze Frackröcke trugen, die Birkenreihen am Kanal leuchteten wie eine Straße von lauterem Gold.

Zum erstenmal empfand er die herbe Schönheit des Landes, das ihm Heimat geworden war, weil es ihm Brot gab. Der tiefe Himmel, der braunschwarze Boden mit seinem gelben Birkenbusch, seinen blinkenden Tümpeln und schurgeraden Kanälen, die endlos weite Sichtigkeit, die nur aufsteigende Nebelflore hie und da hemmten, in der Ferne der breite Rücken des Weyerberges — all' das redete heut zu ihm.

Aber Brün hatte das lange Schiebruder ergriffen, stieß mit geschickter Wendung den plumpen Kahn aus dem Bootshaus in den großen Kanal. Während er mit taktmäßigen Bewegungen das Ruder gegen die steile Böschung stemmend, ihn stromab drückte, sagte er verschmüht:

„Da steht noch immer Luise' an das Boot, Janfredrik. Was meinst, soll ich dem mal frisch anstreichen und ‚Alheid' darauf malen?“

Janfredrik fuhr aus seinem Traum. „Aee. Aee. — Wo kümmt dorup?“

„Ich dacht', weil daß du gestern so lang beim Brunnen mit sie gefnackt hast.“

Da wurde Janfredrik zornig. — „Dohst spioneer'n? — Wat geist dat di an, of ik Alheid friegen doh oder en Anner?“

„Das geht mir gar nig an,“ gab Brün demütig zu. „Ich hab' mir bloß gefreut, weil daß Alheid ein so gute Frau für dir sein würd'.“

Darauf antwortete Janfredrik nicht. Er saß neben dem Mast auf dem Segel, das über die Lorchladung gespreizt war, und sah unter zusammengezogenen Brauen hervor die einzelnen Gehöfte des Dorfes vorübergleiten, während die überhängenden Birken einen goldenen Regen auf die beiden Männer herabstreuten.

Kein Laut als das Spülen des Wassers am Kiel, das Schwagen der Elstern auf den Wiesen, ab und zu ein Rabenschrei. Die Sonne stieg. Die Nebel sanken. Die „Luise“ glitt rüstig stromab mit den beiden Schweigenden. Auf dem Gesicht des Mannes stand eine verbissene Entschlossenheit: Halt' fest! Halt' fest! Sie werden dir's nicht gönnen wollen, dein Glück. Sie zerren dran — auch dein Nächster. Halt' du fest. So lang' Leben in dir ist, laß' nicht los!

Er wußte, er hatte keine leichte Hand, das Glück zu fangen. Nun es ohne sein Zutun ihm hineingelogen war, würde er es eher erwürgen als fliegen lassen. Sie sollten sich in acht nehmen um ihn. Wer die Finger danach ausstreckte, mochte sich hüten! Er sah Blut bei der bloßen Vorstellung.

Aber auf dem hübschen, immer ein wenig erstaunten Gesicht des Jünglings lag helle Freude, und seine ostreeblauen Augen strahlten, als wäre der Abglanz von etwas sehr Schönerem darin zurückgeblieben.

Dann an der nämlichen Stelle reckten beide die Hälse, schärften den Blick. Am Mast richtete Janfredrik sich auf, Brün zog das Ruder ein. Es war Vorsteher Ehlers' Hof, an dem sie vorüberglitten. Aber wie sie schauten und schauten, kein Goldhaar flatterte zwischen goldenem Birkenbusch. Und nur der Rauch, der zwischen den Pferdeköpfen am Giebel hervorwogte, zeigte, daß Leben im Haus sich regte.

Da kauerte Janfredrik sich wieder nieder, und Brün handhabte das Ruder. Aber das Schweigen wurde drückend.

Plötzlich lachte Brün hell auf. „Kuck eins, der Jung'!“ Hinter den letzten Gehöften von Schmalenbeek führte ein grasbewachsener Damm quer durchs Moor, ein Nichtweg für

die Heuwagen, die von den Wiesen bei Fischerhude herein-
fuhren. Auf dem Damme stand eine Kuh, mit feierlicher
Behäbigkeit das harte Gras zermalmend, und auf ihrem Rücken
lag lang ausgestreckt Gerd, hielt ein Buch in der Hand und
murmelte griechische Vokabeln. Als er das Schiff sah, sprang
er von seinem Sitz. Die Grammatik flog im Bogen durch
die Luft irgendwo ins Gras. Er rannte zum Ufer.

„Herr Holm! Herr Lorenzen! Nehmen Sie mich mit!
Nur ein Stückchen. Bitte, bitte!“

Brün drängte das Boot sogleich gegen die Böschung.

„Dann spazieren Sie man herein, Herr Gerd.“

Und beide Männer lächelten dem Jungen zu. Beide
machte sein Anblick froh, weil er sie an eine andere erinnerte.
Gerd in seinem jugendhaften Selbstbewußtsein nahm ihre
Freundlichkeit für eigenes Verdienst. Mit der sicheren Zu-
traulichkeit, die ihm die Herzen gewann, kauerte er sich neben
Janfredrik auf das Segel, das die Lörse bedeckte.

„Das gefällt Sie woll ganz gut bei uns?“ erkundigte
sich Brün.

„Und ob! Wissen Sie, bei Ihnen ist's noch, wie man
sich's als Jung' träumt auf den Prärien, in den Blockhäusern,
bei den Indianern. Das heißt, es ist eigentlich ganz anders,
noch viel schöner. Ich hab' gar nicht gewußt, daß es so was
bei uns in Deutschland gibt.“

Er erzählte, wie er schon eine Gule geschossen habe und
beinahe ein Birkuhuhn, und daß Wilm Ehlers ihm zeigen wolle,
wie man die Aale im Kanal fange.

Die beiden wollten anderes hören.

„Gefällt's denn dein Schwester auch so gut hier?“ fragte
Brün, und Janfredrik freute sich über die Fingigkeit seines
Bruders.

Gerd zuckte geringschätzig die Achseln. „Dch, Mädels ver-
stehn nix von der Schönheit hier.“

Er zog Bleistift und Heft aus der Tasche. „Bitte, Herr
Holm, halten Sie mal still.“

„Wie meinst denn das?“ fragte Brün. „Nix verstehn?“

Gerd strichelte eifrig. „Ei, die Betten waren ihr nicht
recht, und der Torstrauch und die Wege und die Grütze —
and eigentlich alles. Und das Wunder schöne hier, das sieht
sie gar nicht. — Was für'n apartes Gesicht Sie haben,
Herr Holm.“

„It meen,“ sprach Janfredrik schwer, die Lippen waren
ihm trocken, „nu hett se sik abers ingewöhnt (eingewöhnt).“

„Was wird sie nicht,“ meinte Gerd leichtsinnig. „Die
schafft sich schon überall ihr Pläfler. — Aber Sie müssen still
halten, Herr Holm.“

„Wofo? Wofo? — Wo kann een sik Pläfler maken, wenn
dr keen Pläfler is?“

Gerd hörte nicht. Er reichte Janfredrik das Blatt.

„Da, Herr Holm. Das sind Sie.“

Mit einem halb verschämten Schmunzeln betrachtete der's.
Ja, das war wirklich er. Wenige Striche nur, und doch
nichts vergessen. Das scharfe Profil, der steile Zug von der
Nase zu den Mundwinkeln, der runde, kurze Schifferbart ums
Kinn, die Tonpfeife, und der Ausdruck steifnackigen Eigenfinns,
rechtwinkliger Ehrenhaftigkeit.

„Büst en Laufendsassa,“ sagte er und gab das Blatt zurück.

„Sie hab' ich auch schon gezeichnet,“ sagte Gerd zu Brün.
„Wollen Sie sehen?“

Er blätterte in dem Buch und wies auf eine Seite.

Brün betrachtete das Bild und schüttelte den Kopf.
„Warum hast mir denn mit ein Sonnenblume abgezeichnet?“
fragte er. „Ich weiß doch gar nich, daß ich je ein in der
Hand gehalten hab.“

„Eigentlich soll's die Sonne selbst vorstellen,“ antwortete
Gerd. „Die gehört zu Ihnen.“

Janfredrik guckte auch das Bild an. Er war nicht zu-
frieden. Trotz aller Ähnlichkeit war etwas Fremdartiges in
dieser Darstellung, etwas Stilisiertes, Symbolisches, ein Über-
treiben der jugendlichen Schönheit, ein Leuchten der Züge von

innen heraus, wie bei alten Heiligenbildern. Irgendwie
stimmte es ihn traurig. „Brün sieht veel beter ut,“ sagte er.
„Gor nich so witsnåblig.“

„Wenn ich Herrn Lorenzen malen könnte, würd's Ihnen
schon gefallen,“ antwortete Gerd. „Ich seh's ganz klar vor
mir, wie das Bild sein mühte. Aber ich weiß nicht, ob ich's
schon herausbringe.“

Brün blätterte in dem Buch.

„Hast kein Bild von dein Schwester?“

Gerd hatte keins. „Sie zerreiht sie mir immer und wird
böse, weil sie sich nicht schön genug darauf findet. Und
Mutter schilt dann und sagt, ich könnt' sie nicht treffen. Bei
Mädeln is das wirklich furchtbar schwer, das heißt, bei euren
Mädchen hier nicht. Aber bei uns in der Stadt haben alle
Mädchen zwanzig Gesichter und keins. Und meine Schwester
hat hundert. Das ist wirklich so.“

„Ich mein, das wår nu Zeit, daß Sie an Land gingen,
Herr Gerd,“ mahnte Brün. „Sie kommen sonst zu fix ab
von zu Haus. Ich möcht' nu dem Segel sehn.“

Das Dorf mit seinen Eichen und Tannentampen lag
hinter ihnen. Der Wind strich über das flache Land.

„Schönen Dank denn. Und gute Fahrt.“ Der Knabe
schwang sich auf das Ufer. Die Mütze schwenkend, schaute
er mit einem Zaucher dem Torfstahn nach.

Der zog, von Wind und Flut getragen, eilig hin, aus
dem Kanal mit seinen goldenen Birkenranken und den
Kolonien, die in weiten Zwischenräumen wie vereinzelte Perlen
an einer langen Schnur ihn schmückten, hinaus in die Hamme,
in die Einsamkeit des wilden Moors. Da steht kein Haus.
Da grünt kein Baum, kein Feld. Kein Pfad weist zu mensch-
lichen Wohnungen. Fern verschwimmend der Umriß des Weyer-
berges, auf der anderen Seite — ein dunkler Strich am
Himmel — der Buchenhain von Osterholz. Dazwischen braunes
Heidekraut und kurzes, bitteres Gras, und der Himmel darüber,
so weit das Auge sieht.

Das Reich der Vögel ist hier, der einsamen, die der
Menschen Nähe scheuen. Wildgänse, Wildenten, Kiebitze in
unzähligen Scharen, Regenpfeifer, Möwen, haben ihre Brut-
plätze in den Uferhöhlen, im hohen Kraut. Wildschwäne,
Reiher und Störche rasten dort auf ihrem Flug. Hoch am
Himmel schweben Buffard und Weihe, und der Seeadler zieht
dort seine Kreise. Sie und da, in meilenweiten Abständen
erhebt sich eine rohe Bretterbude am Ufer, im Winter mit
vernagelten Tür- und Fensteröffnungen. Im Sommer und
Herbst treibt irgend ein bescheidener Wirt dort sein Gewerbe,
hält den stadwärts fahrenden Torfschiffen Schnaps, Bier,
Tabak, Holzpantinen und grobe Hemden feil oder wartet mit
einem Nachen auf Fahrgäste zum Übersetzen.

Die Sonne stieg zur Mittagshöhe. Die beiden verzehrten
schweigend ihr Mahl, während wie ein Kieselgespenst das
unförmliche, schwarze Segel zwischen den Wiesen der Niederung
hinglitt. Deutlicher trat der hohe Laubwald von Osterholz
aus dem Dunst. Rote Dächer leuchteten auf, zierliche weiße
Willen.

Jetzt ein Bufett von drei alten Weiden und einer jungen
Eler. Dazwischen lag Kriskan Potts Fährhütte, die vor-
nehmste am Fluß.

Wo die Einmündung zweier Kanäle eine kleine Bucht
bildete, stand sie auf hohen Holzpfählen wie auf Stelzen im
moorigen Wiefengrund, dem Wasser zugekehrt die Trinkstube,
dahinter der Laden mit seinem bunten Allerlei, noch weiter
zurück die Wohnräume für die Familie und das Vieh. Ein
Halbinselchen streckte sich wie ein winziges Kap zwischen den
plumpen Pfählen vor, die in den Fluß gerammt, zum
Anketten der Boote dienten. Es trug eine Bank und einen
Tisch neben einem Kletterbusch, und Stechmücken summten noch
an diesem Herbsttage drum.

Krischan Pott stand am Ufer in einer Art Schifferjacke,
breitpurig, silberne Ohrringe in den Ohren. Er kannte
sämtliche Torfbauern, die hier vorbeipassierten, samt ihren

Fahrzeugen von weitem. Die Hände als Sprachrohr an den Mund legend, schrie er den herangeleitenden Kahn an:

„Halloh! Janfredrik Holm! Bist du dat?“

„Jo!“ schallte es zurück.

„En staat'sches (stattliches) Schipp, de ‚Loweise‘. Dat was en goten Koop (Kauf).“

„Jo.“

Krischan hob eine der Ketten am Pflod. „Schall ik ehr fastmaten?“

„Wenn wi torüggkümmt.“

„Dok recht. Gote Fahrt denn!“

Den Kiel tief ins Wasser eingesenkt, glitt die „Luije“ unter ihrer Last vorüber. Brün nahm die Mütze ab, wendete sich um, winkte lachend zurück. „Wir kommen ganz bald wieder zu dich, Krischan Pott. Kannst dich da auf verlassen.“ Seine Augen sahen dabei über den Wirt weg sehnsüchtig zurück in die im Mittagsglast verdämmende Ferne, wo Schmalenbeef lag.

Es war Nachmittag, als sie das Segel reiften, den Mast niederlegten und sich mit dem Ruder unter der Brücke durch in den Torshafen von Bremen schoben. Kaum fanden sie Platz zum Anlegen.

Auf dem großen, länglichen Wasserviereck herrschte ein Ameisengewimmel. Boote kamen und gingen. Am Ufer standen die hochbepackten Torfwagen. Sonnverbrannte Weiber wühlten zwischen den schwarzen Törfen, schlepten geschäftig in Kiepen und Körben immer neue Lasten herzu, oder balgten sich mit gellem Gefreisch um den Abfall, die Brocken, die ihr Teil waren. Vor den winzigen Holzschuppen höher hinauf am Ufer, den Aufbewahrungsräumen für ihre Schaukeln und Körbe, saßen die Bauern, die ausgeladen hatten, bedächtig vespernd, während eben Angekommene, an die Umzäumung gelehnt, in ihrer knorrigen Art einsilbig und zurückhaltend unterhandelten mit den Ankäufern, den Zwischenhändlern, die zungengewandt feilschten, mit weiten Armbewegungen sich wehrten um jeden Pfennig, indessen ihr Knecht, drei Schritte entfernt, den Gaul schon am Zaum hielt, um, sobald der Zuschlag erfolgte, den Wagen durch den Schmutz der ungepflasterten Straße zur Ausladestelle zu leiten.

Janfredriks Boot wurde erwartet. Der Zuschlag war schon in der vorigen Woche erfolgt. Da nahm die Löschung wenig Zeit in Anspruch.

Als das Schiff leer war, gingen Janfredrik und Brün über den Straßendamm zu Peter Petersen, dem Wirt einer der kleinen Kneipen, aus denen die Hafensstraße besteht, tranken einen Korn, wuschen sich Hände und Gesicht. Dann trieb Janfredrik, daß sie zum Notar kämen.

Aber Brün war nachdenklich. Er seufzte einigemal, und sein Kinder Gesicht schaute nicht so froh wie sonst.

Gleichwohl, als der Notar die beiden Testamente las, das Brüns, das im Fall er kinderlos stürbe, seine Schwester und ihre Nachkommen enterbte zugunsten seines Partners Janfredrik Holm, und das Janfredriks, das dessen Hinterlassenschaft Brün zusprach mit Ausschluß seines leiblichen Bruders, des Hoferben, und fragte, ob das so richtig und der Ausdruck von beider Meinung sei, antwortete Brün einfach: „Ja“ und unterschrieb.

Dann, als sie wieder auf der Straße standen, hellte seine Miene sich völlig auf. Er lachte pfeifig.

„Weißt, mit die Testamenters, das is, wie wenn der Landrat Vorsteher Ehlers ein von sein Verordnungen auf den Hals schießt. Ich mein', da braucht gar nix nachzukommen. Ich bin ein jungen un gefunden Kerl un du auch, Janfredrik. Warum sollen wir denn sterben ohne eigene Kinders? Was? Nichtwahr? Ich mag gar nix hören von Sterben un Testamenters. Ich mein', das Leben soll nu erst recht schön werden.“

Er fing an zu pfeifen, wiegte sich in den Hüften, und da gerade ein junges, hübsches Mädchen des Weges kam, lachte er es an, daß die kleine Dame ihm mit entrüstetem Gesicht in

großem Bogen auswich. Er aber wendete sich zu Janfredrik: „Wie is, Janfredrik? Fahren wir denn nu gleich nach Haus?“

Janfredrik, in dem die Sehnsucht nicht weniger heftig brannte als in Brün, nickte. „Wie heßt hier nix mehr to dohn.“

Sie bogen vom Markt in eine enge Straße des alten Bremen. Ein Lädchen war da, das seine Auslagen: Blumenkohl, Spickaal, Eier, Äpfel, Zwiebeln, Büschel Peterfilie weit auf den Bürgersteig hinausstreckte. Vor diesem Lädchen ballte sich ein Knäuel Menschen zusammen. Zornige Weiberstimmen schallten aus seinem Innern und wiesen den Kindern und Burschen, die von allen Seiten herbeiliefen, den Weg.

„Gah to!“ sagte Janfredrik und runzelte die Stirn. Er liebte Menschenansammlungen nicht.

Aber Brün stand stocksteif. Als die lebendige Mauer sich auf eine Sekunde auseinanderhob, hatte er gemeint, ein Profil zu erkennen, zottiges Haar wehte drum. Er wollte wissen.

Janfredrik war schon fünf Schritte voraus. Da faßte eine kleine Hand Brüns Arm.

Ein etwa elfjähriges Mädchen stand vor ihm. Aus ihrem hageren, blassen Gesicht schauten die Augen ihn an, die durch all' seine Kindheits Erinnerungen leuchteten.

„Onkel Brün! Lieber Onkel Brün! Hilf uns doch!“

Brün schaute nicht mehr auf Janfredrik. Er hielt die Kinderhand fest. Mit kräftigen Ellbogen teilte er den Menschenknäuel, drang ins Innere.

Auf der obersten der zwei Stufen, die zum Laden führten, stand die Verkäuferin, hatte seine Schwester an der Schulter gepackt und schrie auf sie ein. Und seine Schwester, eine Stufe tiefer stehend, hatte die Frau auch bei der Schulter gepackt, fuhr ihr mit der geballten Faust unter der Nase herum und schrie zu ihr hinauf.

An die Wand aber drückte sich ein etwa neunjähriger Bube. Stumpfe Verstocktheit und Angst zugleich sprachen aus seiner Gebärde, aus den dunkeln, gierigen Augen. Aus seiner zerrissenen Jacke guckte der Kopf eines dicken Spickaals hervor, und seine kleine fettbeschmierte Haut war bemüht, zugleich die Beute zu verstecken und festzuhalten.

Ekel, Wut, Scham brannten in Brün. Doch er fühlte den Druck der Kinderhand in seiner. Er drang vorwärts.

„Was gibt's hier? — Du hältst den Mund!“ herrschte er Margret an, die schreiend sich zu ihm umwendete. „Sie, Frau, sagen Sie, worüber beklagen Sie sich?“

Da hörte er denn in Bruchstücken, unterbrochen von Schimpfreden, was seine böse Ahnung schon erraten hatte. Der Knirps da, der Schandbengel, hatte aus ihren Auslagen den Spickaal gestohlen. Seine Mutter hatte zwar die Frechheit, das zu leugnen. Aber sie kannte ihren Mal. Sie kannte auch die Familie. Der Vater saß im Zuchthaus. Die Mutter würde dahin kommen samt dem jungen Taugenichts!

Brün fuhr in seinen Ledergürtel, zog einen langen Geldbeutel heraus, in dem die Hälfte vom Erlös der Torladung steckte. Seine Hand zitterte dabei.

„Das is woll ein Jertum, Frau. Die da is mein Schwester, un wir Lorensens stehlen nich.“ Er rüttelte Margret, die Miene machte, zu reden. „Halt den Mund! — Wir Lorensens stehlen nich. Wenn der Jung' Sie den Mal genommen hat, Frau, denn so is das geschehen, weil sein Mutter ihm kaufen wollt! Un wenn die in ihr Wut — sie is was hitzig — dem Bezahlen vergessen hat, denn werd ich das jetzt gleich machen. Sagen Sie, was er kostet.“

Die Frau nannte eine hohe Summe. Sie konnte nicht wissen, ob die Gesellschaft ihr nicht noch mehr genommen hätte. Gestern hätten Eier in der Auslage gestohlt.

Brün bezahlte auch die Eier. Dann packte er Margret und riß sie aus dem Menschenschwarm, all ihre Widerworte mit einem barschen: „Halt den Mund! Halt bloß den Mund!“ abschneidend.

Endlich stand er allein mit ihr und ihren Kindern in einer öden Seitenstraße. Da ließ er sie los, spie aus und sagte: „Nu geh weg, daß ich dir nich mehr seh'.“

Aber Margret blieb stehen. Sie strich sich das verwehte Haar hinter die Ohren und sprach, leise jetzt, aber scharf und eindringlich:

„Daß ich dir nich mehr seh'! Ja, das möcht'st woll. Das wär dir recht. Gleich in'n Erdboden hinein möcht'st uns am liebsten haben. Is das mein Schuld, daß mein Mann nir taugt und mein reicher Bruder mich nir geben tut? Ich hab zwei Kinders, die wollen essen. Wo soll ich denn das woll hernehmen, wenn ich nich stehlen tu? Mit mein gebrochenes Bein kann ich nich scheuern gehen, un anners versteh ich nir.“

„Schäm dir! Schäm dir!“ sagte Brün außer sich. „Es ist nicht wahr, daß du unschuldig in diese Not gekommen bist. Ich hab dir gegeben und gegeben. Aber du bist faul un liederlich wie dein Mann. Du hast nich festgehalten, was du hattest. Du hast ihm nich auf dem rechten Weg gehalten, wie eine gute Frau woll kann. Darum . . .“

„Adjüs,“ sagte Margret frech, „wenn du mich weiter nir zu sagen hast.“

Brün sah die Frau an, mit deren dünnem, schlampigem Nock der Wind spielte, den Zungen mit der knochigen Stirn und der fettigen Faust, die gierig noch immer den Spickaal festhielt. Mochten sie in ihr Verderben gehen! Was hatte er mit ihnen gemein?

Da traf sein Blick in des kleinen Mädchens Augen, die angstvoll und stehend zu ihm aufsahen, und in einer seltsamen Ideenverbindung schoß es Brün durch den Kopf, wie er heut mit einem Federzug das natürliche Erbe dieser Waise weggestrichen hatte. Etwas wie Schuldbewußtsein seinen Verwandten gegenüber ergriff ihn. Er nahm seinen Beutel. Den ganzen Rest darin — es waren noch an dreißig Mark — schüttete er in ihre ausgestreckte Hand.

„Da! Da! Und wenn dein Mann wiederkommt, sag ihn, daß er arbeiten muß. Arbeit du auch. Es gibt viel Fabrikens, wo du mit ein gebrochen Bein arbeiten kannst.“

„Gib man her,“ unterbrach Margret. „Ich weiß ja, daß du dir von ein paar Dahlers man swer trennen kannst.“

„Es is das Letzte, Margret, was ich dir geb. Wahr un wahrhaftig, das Allerletzte in mein Leben! Ich kann nich mehr.“

Sie steckte das Geld in die Tasche. „Is gut. Verwör dir man nich. Ich will dir nu auch gar nich länger aufhalten.“

Während sie mit dem Buben die Straße hinunterschritt, blieb das kleine Mädchen zögernd zurück. Und plötzlich schlang es beide Arme um Brüns Nacken und küßte ihn. „Lieber, lieber Onkel Brün!“ Dann rannte es seiner Mutter nach.

Janfredrik hatte gewartet. Er sah finster drein.

„Dat harrest nich dohn möten.“

„Was?“ Auf Brüns Lippen brannte noch der Kuß des kleinen Mädchens. Er brannte in seinem Herzen.

„Dat gote Geld heft in'n Dreck smeten.“

Aber Brün, der immer Nachgiebige, versteifte sich.

„Das Büschen kannst meinen Leuten woll gönnen. Ich hab' mein Fleisch un Blut ja heut mit ein Federzug gans von mich abgestrichen, dich allens gegeben, was sonst sie zukommen müßt.“

„Dohst di dat leed?“ fragte Janfredrik ungewöhnlich lebhaft.

Brün antwortete nicht darauf. „Zu den Jung' bün ich Gevatter. Un die kütt Dern hat ganz die Augen von mein Mutter. Sie sind mein Fleisch un Blut.“

„Brün,“ sagte Janfredrik, „du bist zu weichherzig. Ich hab' auch ein Bruder. Aber ich geb' da nir un. Der Mensch kommt allein auf die Welt. Allein geht er wieder heraus und allein steht er da in — und wenn er mit tausend anderen zusammenwohnt. Und alles, was die Tausend zu ihm sagen, das is man Snaek, nich mehr als wenn der Wind übers Moor weht. Was einer zu sich selbst sagt, da kommt's auf an. Und das ist auch so: wo einer auf den Grund sacken will, da kann kein anderer ihn oben halten. Warum willst du die Klunken hängen lassen über andere? Du kannst da nir bei tun.“

„Es wär' woll Grund, mein Flügels hängen zu lassen, weil mein Schwester un ihr Kinders zugrund gehen.“

antwortete Brün, „un daß da niemand was bei tun kann. Bloß,“ ein Lächeln leuchtete in seinem Gesicht auf,

„bloß, daß ich heut gar un gar nich traurig sein kann. Der Jung', der Gerd hat recht, ich hab' dem ganzen Herz voll Sonnenschein.“

Janfredrik nickte ihm väterlich zu. „Is recht so, mien Bröder Brün.“ (Fortsetzung folgt.)

Der Weißbacher und seine Freud.

(Schluß.)

Von Ludwig Ganghofer.

Wie ein schwarzer See mit erstarrten Bogen lag das weite Almsfeld unter dem Funkelglanz der Sterne. Überall diese finsternen Würfel der stillen Hütten. Die weißen und scheckigen Kinder lagen als dämmerige Flecke im schwarzen Gras. Und manchmal rührte sich leis eine Glocke. Unter all den vielen Hütten hatte nur eine einzige die kleinen Fensterchen rot erleuchtet — die Hütte, aus der immer wieder dieses lustig grillende Geschrei der Sennerinnen tönte. Nach diesem unermüdlichen Gelächter zu schließen, mußte die Bäuerin vom ledigen Hof beim Lampelsprühen in guter Laune sein und wirksame Späße machen.

Wir hatten uns lautlos auf eines der roten Fensterchen zugeflichen. „Da! Speggalieren S' eini!“ zischelte der Weißbacher. Ich rückte vorsichtig die Nase gegen das trübe Glas und sah verschwommen in der Hütte ein Bild, das kaum zu schildern ist. Zwischen dem ruhigen Sparrenwerk des Daches hing eine eiserne Pfanne, in der mit Dualm und rotem Geloder ein Pechfeuer brannte. Dieser zuckende Notschein fiel über die zwanzig jungen und alten Weibsleute her, die mit Gelichter und Geschrei den Tisch umdrängten, auf

dem — verdeckt durch diesen ruhelosen Ring von grell beleuchteten Köpfen, rotglühenden Gesichtern, nackten Armen und dunklen Rücken — das butterrige Lampel gespritzt wurde. Was man schwatzte dabei, das konnte ich wohl zum Teil verstehen — immer wieder mußte ich mitfichern — aber all diese lustige Verbheit, so gesund sie sich auch anhörte, dürfte sich doch geschrieben nicht sonderlich gut ausnehmen. Immer fuhr es wie ein Gewirbel von roter Helle und schwarzen Schatten um den Tisch herum. Manchmal tauchte in einer Lüde etwas Buttergelbes auf und verschwand wieder. Alle paar Augenblicke hob sich über das fidele Gewirr der zwanzig Zausköpfe ein lustiges, scharfgeschnittenes Altweibergesicht mit grauem Haarshopf herauf, das eine Mal lachend und schwafelnd, das andere Mal mit aufgeblähten Backen, als hätte das Weib einen großen Knödel im Munde. „Dös is d' Resl vom ledigen Hof!“ tuschelte der Weißbacher. Und unter all den anderen Weibsleuten fiel mir eine Junge auf, groß und üppig, mit lachenden Blicken, mit einem dicken Blondzopf um die Stirn. „Dös is d' Marei, der Resl ihr Mad!“ kispelte mir der Weißbacher zu. „Dö weard si wohl aa bald aufs



Copyright by F. Tattegrain.

Im Kampf mit Negräubern.
Gemälde von F. Tattegrain.

bör
auf-
itt,
ich
on.
ner

oes

sch
ns
qu-

ich

ich
ein

sch
sch
us
nd
zu
nd
da
nen
en.
ce?

en,
n,
um
uf,
Der
boll

ien
)

rell
nen
de.
eil
all
fte
mer
zen
mer
Alle
zig
mit
nd.
ieib
om
den
sig,
die
elte
ufs

Danseitige verlegen! . . . Aber schau'n mer eini! Probieren mer's halt!"

Ich sah, daß sich der Weißbacher bekreuzte, bevor er die Hüttenür öffnete. Ein tödlicher Qualm nebelte aus dem hellen Bierck heraus, und in der Sennstube wurde es für einen Augenblick ganz still. All diese zwanzig rotglühenden Gesichter waren — die einen erschrocken oder verlegen, die anderen verwundert oder mit Arger — gegen die Tür gewendet. Dann erhob sich ein zeterndes Geschrei: „Machst, daß d' aufsi kummst! Gehst naus oder net! Schmeißt's'n aufsi, den Loder!“ Eine hohe Stimme grüllte: „Jesfas! Dös is ja die ganze Freid!“ Eine andere kreischte: „Schau, daß d' hoankummst, du, zu dem Hannerl ihrem Pfannerl!“ Und der ganze Schwarm dieser almerischen Amazonen fuhr mit erhobenen Fäusten, unter Geschrei und Gelächter auf den Weißbacher los.

Der streckte zur Abwehr den Bergstock quer vor sich hin und brüllte: „Mar' und Josef! Seids doch a wengl gicheit! I will ja nix! Aber da is a stadtscher Jagdher' da! Der mächt halt gern a bißl zuaschau'n beim Lampelspritzen!“

Jetzt sahen sie mich erst — weil ich aus dem Schatten heraustrat, den der Weißbacher auf mich geworfen hatte. Die einen fingen wieder zu kreischen an, die anderen wurden still und guckten ratlos zur Nesl vom ledigen Hof hinüber.

Die Alte schmunzelte, während sie zwischen den sinken Händen ein apfelgroßes Stück Butter zu einem runden Knödel wuzelte. Dann sagte sie mit ihrer scharfen Stimme: „Meintwegen! Sollen s' halt da bleiben, dös zwoa Krippenreiter! Dös kon i grad brauchen. D' Sanftmuat hab i dem Lampel mit Butter scho auffigspritzt. Aber 's Dumme muaf i no machen. Da leih i mer's Materiali von die Mannsbilder aus!“

Die Amerinnen lachten, und wir beide lachten mit. Das fängt gut an! dachte ich und ging auf den Tisch zu, um das butterne Kunstwerk zu betrachten, das seiner Vollendung entgegenschritt. Lebensgroß war die Gestalt des Butterlammes mit naiver Plumpheit über ein hölzernes Gerippe montiert und zur Hälfte schon mit gelben Krauslocken überspritzt. Die gelockte Schnauze erinnerte an einen Pudel, und mit den himmelblauen Augen, die aus zwei Enzianblüten gebildet waren, guckte das dicke Köpfel drastisch borniert ins Leben. Ich wollte die Technik dieses Gekräusels genauer studieren und beugte das Gesicht. Aber da hatte mich die Marei schon beim Schopf erwischt und stieß mir die Nase in die fette Wolle des Lammes — „Gelt, dös gallt d'r, Stadtscher?“

Während ein vergnügtes Gejohl die Stube füllte, besserte die Nesl den Schaden wieder aus, den das goldene Blic genommen hatte. Sie tauchte den runden Butterknödel in das Wasser, das in einem großen Zuber auf dem Tisch stand, nahm den Knödel in den Mund und presste zwischen den gespitzten Lippen einen dünnen Butterfaden heraus, den sie auf dem Rücken des Lammes unter sinken Kopfbewegungen in Schlingen und Locken legte, wie ein Konditor den Zuckerguß auf die Torte spritzt.

Die Butter von meiner Nase wischend, fragte ich lachend: „Weiß denn der Pfarrer, wie das Lampel gespritzt wird?“

Unter dem Geficher der anderen erwiderte eine Stimme: „No freik! Aber aufs Butterbrot weard eahm die Köchin 's Lampel schwarzl auffistreichen. Dös weard halt eingesotten auf Schmalz. Da kocht si nacher scho alles wieder aufsi, was net einighört.“

Die Nesl hatte die letzte Locke verspritzt, wischte den Mund ab und sagte: „Ja, so geht's mit aller Süchigkeit auf der Welt! Bal ma's net zeitli zum Umfaden ins Pfannndl schmeißt, weard's allweil ranzet. Und der da, mit seiner ganzen Freid, weard bald amal einimüassen ins Pfannndl. Sunst kummt si an seiner ewigen Gaudi der Schimmel ansetzen!“

Der Weißbacher, der zuvor auf meine Kosten lustig mitgelacht hatte, machte wütende Augen. Was die leuchtende Freude seines Lebens betraf, da schien er keinen Spaß zu verstehen. „Du!“ drohte er. „Auf mi kannst Kletten werfen, so lang' als d' magst! Aber meine Leut dahoam, dös laßt mer in Ruah!“

Das wirkte, als hätte der Midei mit seinem Bergstock in einen Bienenkorb gestochen. Die spöttischen Schlauderwörtchen fielen schodweise über ihn her. Alle die zwanzig Lampelspritzerinnen beteiligten sich an diesem Martyrium des Weißbacher. Er kam nur für wenige Sekunden in Schonzeit, als eine der Sennerinnen rief: „He! Obacht, Madln! D' Nesl spritzt grad dem Lampel sei Schwoaserl an!“ Unter Gelächter wandten sich alle zwanzig zum Tisch, denn bei dieser wichtigen, das butterne Kunstwerk vollendenden Prozedur wollten sie alle zugucken. Doch als sich die Nesl nach vollführter Tat den Mund wischte, ging es mit scharfen Kratzbürsten wieder über den Weißbacher her. All seine körperlichen Eigenschaften und all seine schöne Freuden, sein blumenfreundliches Haus, sein „haareter Prinz“ und das „speckete“ Hannerl — das alles wurde so schneidig unter die Hechel genommen, daß der Weißbacher, dem der schlagfertige Wig schon längst versichert war, in eine sinnlose Wut geriet und statt aller Antwort nur noch fluchen konnte.

Aber je mehr der Midei schimpfte, um so fiderer lachten diese zwanzig Weiberleute, die im Gefühl ihrer Übermacht — wie der Weißbacher richtig prophezeit hatte — allen Zaum und Zügel zu verlieren begannen. Und als der Midei wieder einmal alle Heiligen und Teufel ins Feuer führte, kreischte von den Sennerinnen eine: „Sakra! Der draht auf! Dös is a Scharfer! Mareidl, dös waar oaner für di! Du hast d' Haar auf die Zähnt, und der ander hat's auf'm Herzfleck. Dös zwoa mit anand, dös kummt a Raff' geben, a haarete!“

Man lachte, daß die kleinen Fensterscheiben zitterten. Und die schmutze, kräftige Marei zeigte die weißen Blinksähne und sprang im Übermut mit blitzenden Augen auf den Weißbacher zu. „Wia! Geh her, du! Laß di a bißl kofen!“ Sie packte ihn am schwarzen Bart und wollte ihn auf den Mund küssen. Aber der Midei, unter grimmigen Flüchen, wehrte sich wie ein Wilder. Doch da hing ihm schon ein halb Dugend von den Weißleuten am rechten Arm, ein halb Dugend am linken — und bevor es der Weißbacher zu einem neuerlichen Fluch brachte, hatten sie schon das lange Mannsbild unter kreischendem Gelächter zu Boden gerissen und fielen wie ein tollgewordener Mänadenschwarm über den Wehrlosen her. Aber bei diesem Gebalge, das die ganze Stube und den Tisch erschütterte, geriet die Nesl vom ledigen Hof in Sorge um ihr buttriges Kunstwerk. „Jöifas!“ rief sie. „Seids alle narret woarn? Muaf i enk a bißl abküahlen?“ Lachend packte sie den großen Zuber, der auf dem Tisch stand, und goß mit kräftigem Schwung seine reichliche Wasserfülle über den baldenden Schwarm hinunter. Unter Kreischen und Gelächter fuhr der Anäuel auseinander — und ich, um diesem Wasserguß zu enttrinnen, hatte einen sinken Sprung durch die Tür gemacht. Als ich lachend wieder eintreten wollte, kam mir der Weißbacher, triefend am ganzen Leib, entgegengerumpelt und zerrte mich in die Nacht hinaus, in den Glanz der Sterne. „Himi Kreiz Teifi Sakrament überanander!“ Er schüttelte das Wasser von sich ab. „Gelt, i hab's gsagt: dös Sach geht schias! Himi und Teifel! Un bal mei Hannerl ebbes erfahrt! Mar' und Josef! Aber soll mer oane 's Maul aufmachen von dös Weibsbilder! So verflag i s' alle mitanand wegen Körperbelästigung! Himi Kreiz Teifi Sakrament überanander!“ Dann ging es über mich los, über meine Narretei und meine „stadtsche“ Neugier.

Aber je mehr der Weißbacher wetterte, um so lustiger mußte ich lachen. Und immer, während wir unter dem Gefunkel der schönen Sterne zum Wald hinaufstiegen, klang

hinter uns das plätschernde Gelächter in der Hütte da drunten, deren kleine Fensterchen rot hinausglänzten in die stahlblaue Nacht.

Es war meine Absicht gewesen, noch zwei Tage in der Jagdhütte zu bleiben. Aber den Triumphzug, den das butterne Lampel zum Pfarrhof machen würde, den mußte ich sehen. Früh um drei Uhr, als wir uns zur Gemspirich rüsteten, faßte ich diesen Entschluß. „Midei, wir gehen heim!“ Nach aller Verdrossenheit, die dem Weißbacher eine schlaflose Nacht verursacht hatte, bekam er wieder jene schönen, leuchtenden, glücklichen Augen. Die blieben ihm während des ganzen Heimweges. Und was er schwazte, hatte einen warmen, fesselnden Klang — es war das immer, als wüßte der Weißbacher etwas ganz wunderbar Schönes und Tiefes zu sagen und behielt dieses Herrliche nur still für sich, weil andere das nicht verstünden; und von dieser verschwiegenen Schönheit zitterte noch ein feiner Klang hinüber in all das gleichgültige Zeug, das der Weißbacher schwazte.

Als der Morgen zu grauen anfang, hörten wir ferne Stimmen und einen Todelruf. „Da tragen sie 's Lampel abi!“ sagte der Weißbacher. „Dö müassen drunt sein vor der Sonn.“ Nun blieb er stehen und lachte. „I siehg's scho, mei Häus!“ Er deutete. „Da! Schaugn S'!“

Aber für mich war alle Tiefe dort unten noch ein graues Kästel.

Zimmer schwazlustiger, immer sonniger wurde der Weißbacher, je tiefer wir hinunterkamen ins Tal. Und immer seliger leuchteten ihm die Augen. Sogar die Sorgen wegen der Lampelsprizererei erloschen in ihm, und im Glanz seines reinen Gewissens dachte er lachend an die Eifersucht seines Hannerl und seinen Buben so feine und wunderbare Worte, daß in mir der Wunsch rege ward, diese drei köstlichen Extrakte menschlichen Glückes kennenzulernen. Der Midei hätte, als wir das einsame Bergwirtschaus erreichten, nicht erst zu bitten brauchen: „Gelten S', Herr Dokter, dös tean S' mer z'liab . . . bal S' abimarschieren zur Lampelweih, da schaugn S' a Springl eini zu mir! Passen S' auf, da haben S' a Freid!“

Ich wollte ihm noch sein Trinkgeld für die zwei Gemshöcke zustecken. Aber der Weißbacher schob meine Hand zurück. „Na na! Dös brauch't's net! I bin scho zahl't . . . weil S' mi zwoa Täg ehnder hoam lassen haben.“

Eine Stunde später, gegen halb acht Uhr, als die Sonne schon den Tau von den glitzernden Wiesen trocknete, wanderte ich hinunter ins Dorf.

Bei der Mündung eines Fußpfades erwartete mich der Weißbacher, mit strahlendem Gesicht, schon in seinem Sonntagsstaat, das frische Hemd an der Brust weit offen bis herunter zum Hofenbund. Schweigend, immer mit seinem seligen Lachen, ging er auf dem Fußweg vor mir her und guckte sich alle paar Schritte nach mir um, ob ich auch wirklich käme. Und als er an einem kleinen Gehöft das Jauntürchen öffnete, sagte er aufatmend: „Jetzt habn mer's!“

Das Haus des Midei, das weit abseits vom Dorf gelegen war, stand mit seinen weißen Mauern mitten in einem kleinen Obstgarten. Es war nichts Besonderes an ihm zu sehen — ein Häuschen, wie sie zu Hunderten in den Bergen zu finden sind. Aber wie die Morgen Sonne so goldig über allem flimmerte, war's ein hübscher Anblick. Und auf der Schwelle stand ein derbes, rundliches Weiberl, das wenig zu reden wußte, mit gutmütigen Braunaugen und mit etwas dünnen Zöpfen um die Ohren — eine von jenen Alltagsgestalten, wie sie uns duzendweis in jedem Dorf begegnen. Etwas Auffälliges war nur an dem zweijährigen Hansei zu bemerken, der in Hemdärmeln und in dem gebauschten Lederhöschen eines Sechs-

jährigen auf dem Arm der Mutter saß — das Bübchen hatte für seine zwei Jahre einen pechschwarzen, geradezu unglücklichen Haarwuchs, unter dessen Strähnen und Ringeln das Gesichtchen mit den runden stumpfen Kinderaugen ganz winzig hervorlugte.

„Donner . . . wetter!“ sagte ich in der ersten Verblüffung.

Und der Weißbacher drückte unter seinem glücklichen Lachen stolz die Brust heraus. „Dös hat'r von mir! 's ander alles, die Guatigkeit und's Liabe, dös hat'r von der Muatter. Dö müassen S' anschaugn!“

„Geh, du!“ stotterte die Weißbacherin verlegen.

Erst mußte der „haarete Prinz“ zwischen Vater und Mutter fünf wacklige Schrittlein machen — eine Leistung, die der Weißbacher hoch über die Erfindung des Schießpulvers zu stellen schien. Und dann führte mich der Midei durch seine „ganze Freid“, durch die zwei ebenerdigen Stuben, hinauf in die Dachkammer, wieder herunter in die Küche, in den Kuhstall und in den Holzschuppen. Und im Gartenhäuschen wurde mir ein Kaffee vorgesetzt, den ich nur hinunterbrachte, weil dem Weißbacher die Augen so glücklich leuchteten.

„Gelt,“ sagte er, „so ein' haben S' no nia verschmeckt?“ Und als das Hannerl ins Haus verschwand, um sich zum Kirchgang zu richten, fragte er mit hungrigem Blick: „No also? Was sagen S' jetzt?“

„Ja, Midei! Du bist ein glücklicher Mensch!“

„Gelt, ja!“ Er quetschte meine Hand und strahlte mich mit seinen seligen Augen an.

Dann wanderten wir alle viere — das haarige Hansei auf der Schulter seines Vaters — die zwanzig Minuten zum Dorf und zur Kirche hinunter. Vor dem Wirtshaus standen viele Leute, die auf irgend etwas zu warten schienen. Jetzt unter dem Geläut der Glocken eine ohrenzerreißende Blechmusik und ein allgemeines Nennen. Aus einer Gasse kam der Zug der dreiundzwanzig Lampelsprizerinnen hervor, die Alten in blauweidenen Kopftüchern, die Jungen in weißen Kleidern mit starren Falten, jede mit dem winzigen Blumenkränzlein des Jungfernbundes über den Zöpfen. Vier von ihnen trugen auf einer kleinen Stangenbahre das Butterlamm, das ein blaues Band mit silberner Schelle um den Hals hatte. Die übrigen Amerinnen schritten sitzfaß hintereinander, mit niedergeschlagenen Augen, in der Hand das Gebetbuch und einen Rosmarinzweig. Neben der Lampelbahre ging die alte Nesl vom ledigen Hof einher und hielt einen roten Regenschirm über das buttrige Kunstwerk, damit es von der Sonnenwärme nicht leiden möchte. Aber trotz dieser Fürsorge begannen die Butterlocken schon die feingesprißte Form zu verlieren.

Als der Zug an uns vieren vorüberkam, hob die schmucke Marei vom ledigen Hof die züchtig niedergeschlagenen Augen, streifte den Weißbacher mit einem funkelnden Blick und schmunzelte. Dem Midei fuhr es heiß ins Gesicht, und erschrocken sah er das Hannerl an. Aber die Weißbacherin guckte mit lachender Ruhe drein und tat, als wäre in diesem Augenblick außer dem Butterlamm nichts anderes auf der Welt. Daß im Hannerl die Eifersucht so leicht erwachte — sollte das nur eine Einbildung des Midei Weißbacher sein?

Ein lärmender Teuteschwarm umdrängte den Zug, und hundertmal hörte ich von allerlei Stimmen die Beteuerung: „Ah, dös is schön! Ah, dös is schön!“

Dann ging's mit Blechgeschmetter dem Pfarrhof zu, und die Weißbacherischen verabschiedeten sich von mir.

Sechs Wochen sah ich den Midei nimmer — und es wäre mir lieber gewesen, ich hätte ihn überhaupt nicht mehr gesehen. Denn als ich ihn wieder sah, das waren böse Stunden. Das Wort, das die alte Nesl vom ledigen Hof beim Lampelsprizen gesprochen hatte — jenes Wort vom Umsiedeln der irdischen Freuden und Seligkeiten — sollte sich am Midei Weißbacher als ein dunkles Omen erweisen.

Am vierten Oktober war's. Und der Jäger mit dem üppigen Haarwuchs und der „driedoppelten Freid“ erwartete mich — meine Frau war diesmal daheimgeblieben, um sich nicht wieder an Pfannkuchen sättigen zu müssen — Mücke erwartete mich zur Mittagszeit bei dem einsam gelegenen Bergwirts Haus, um mich auf einen schreienden Hirsch zu führen.

Wieder stiegen wir durch den schönen Fichtenwald hinauf. Doch es herbstelte schon energisch, alle Stauden waren gelb, die letzten Blumen waren welk, verbrannt vom Reif, der um die Mittagszeit noch nicht zerichmolzen war. Und droben auf den Bergen, bis über die steilen Almen herunter, lag schon der Schnee.

Aber nicht nur die Natur, auch der Weißbacher sah ein bißchen anders aus. Das Hemd, natürlich, das stand wieder weit offen bis zum Hosensbund. Aber er hatte seit einigen Wochen nicht mehr Zeit gefunden, sich das Kopfhaar stutzen zu lassen — und da hatte sich ein so dichter Schwarzwald entwickelt, daß dem Weißbacher der Hut nicht mehr sitzen wollte. Sonst aber war der Mücke ganz der gleiche. Und ehe wir das Ende des Fichtenwaldes erreichten, bekam er die leuchtenden Augen und sagte: „Draußt auf der Nacht, da müüssen mer's glei sehgn, mei Häuß!“

Wir kamen hinaus auf den steilen Schlag, der Weißbacher spähte mit seinen Glücksaugen hinunter ins Tal, wollte deuten mit der Hand und verfiel sich.

„Mar' und Josef!“

Dort unten, wo vor sechs Wochen das blumenfreundliche Haus zwischen den Apfelbäumen herausgeschimmert hatte, quirlte eine schwärzliche Rauchwolke.

„Jesus Maria!“ Das war ein Schrei, der nichts Menschliches hatte, ein Laut, wie ich ihn nie vernommen. Und der Weißbacher warf alles von sich, was er trug. Er drückte den Kopf in den Nacken, daß ihm der schwarze Vollbart senkrecht herausstand, und preßte die Fäuste auf die nackte Brust. So stand er eine Sekunde wie gelähmt. Dann machte er einen Sprung gleich einem scheu gewordenen Pferd und stürmte über den steilen Hang hinunter. Bei jedem Satz, den er machte, hatte ich das Gefühl: jezt muß er den Hals brechen. Aber da war er schon dort unten in den gelben Stauden verschwunden — und bevor ich mich noch von meinem Schreck erholen konnte, hörte ich schon ganz tief im Tal seine brüllende Stimme: „Hannerl, i kumm scho! Hannerl, i kumm scho!“

Die Rauchwolke da drunten wuchs immer dicker, und in dem schwarzen Gequirl sah ich ein feines, helles Aufblitzen, als hätte man ein Zündholz angestrichen.

Hastig raffte ich das Zeug zusammen, das der Weißbacher von sich geworfen hatte — Bergstod, Rucksack, Büchse und Hut — und eilte über den Steig hinunter. Im Walde sah ich nichts mehr von dem brennenden Haus. Aber ferne Stimmen hörte ich schreien, und drunten im Dorf begann die Feuerglocke zu tönen.

Ich brauchte eine halbe Stunde, um das Haus des Weißbacher zu erreichen. Und da schien die Gefahr schon überwunden. Denn ich sah kein Feuer mehr, nur schwachen Rauch und weißlichen Dampf. Die Feuerpritze war noch gar nicht erschienen. Nur ein paar Duzend Nachbarnsleute waren herbeigelaufen und schleppten über zwei Leitern in Schächern, Blechkannen und Stallzubern das Wasser hinauf, das der Weißbacher, der hemdärmelig und mit nackten Füßen dort oben stand, in unermüdlichen Güssen über die qualmende Hälfte des Daches und über die glutenden Balken schüttete.

Das kleine Hansei, dem das Köpfchen völlig kahl geschoren war, saß allein im Gras und guckte mit den runden, stillen Augen zu dem qualmenden Dach hinauf. Die Mutter war bei den Leuten, die unter Geschrei das Wasser schleppten, und beteuerte immer wieder, sie könnte sich gar nicht denken, wie das Feuer entstanden wäre; denn in dem Häußlein Ruß und

Miche, das sie, um das Geld für den Schornsteinfeger zu sparen, aus dem Kamin herausgekratzt und auf dem Dachboden hätte liegen lassen, wäre doch auf Ehr und Seligkeit kein glimmender Funke mehr gewesen.

Ich stellte mich auch an die Leiter. Doch als ich ein paar Klammern gelupft hatte, kam unter Trompetensignalen die Feuerpritze angefahren. Nun war in wenigen Minuten das letzte Glühen erstickt. Aber jezt fingen die Leute erst recht zu schreien an. Nur der Weißbacher lachte und kam — mit etwas steifen Knien und triefend von Schweiß und Wasser — über die Leiter heruntergestiegen, das Hemd weit offen. Der schwarze Vollbart war in der Masse ganz schmal und dünn geworden, und wie ein schwarzes Seidentuch klebte das tropfende Haar an seinem Kopf. Mich sah er nicht, auch sonst keinen Menschen — nur für das Hannerl hatte er Augen. Und fragte nach seinem Buben. Die Weißbacherin holte den Kleinen und wollte ein schluchzendes Zammern um das Haus beginnen. Aber da legte ihr der Mücke den Arm um den Hals und sagte lachend: „Geh, mach d'r nix drauß! Dös bißel Dach weard bald wieder droben sein! 's Beste habn mer no allweil beinand! Und mei ganze Freid . . .“ Er wollte sich zu seinem Buben hinunterbücken. Da fing er stumm zu taumeln an und stürzte vornüber aufs Gesicht.

Die Weißbacherin stieß im ersten Schreck einen gellenden Schrei aus. Doch als die Leute zur Hilfe herbeisprangen, nahm sie die Sache schon nimmer gefährlich. „A bißl überschafft hat 'r si halt! Und leicht a wengl verfühlt. Dös gibt si glei wieder. Bal mer eahn an Enzian eingiaßen taten . . . i moan, dös waar net schlecht.“

Man trug den Weißbacher in die Stube, von deren Decke und Wänden das Wasser niedertröpfelte. Überall hatten sich häßliche Flecken durch die weiße Kalkfarbe gefressen. Und ein scharfer, fast unerträglicher Rauchgeruch war in dem kleinen Raum.

Die hilfbereiten Nachbarn öffneten dem Mücke, als er ausgestreckt auf dem Ledersofa lag, mit einem Blechlöffel die starren Zähne und gossen ihm den heilsamen Enzian ein. Aber der Weißbacher schluckte nicht — der Enzian rann ihm wieder aus den Mundwinkeln heraus.

Ich wollte raten, so gut ich es verstand. Doch niemand hörte auf mich.

Als nach einer Viertelstunde der Dorfarzt kam, ließ er den Weißbacher ins Bett legen, wußte aber sonst nicht viel Rechtes mit ihm anzufangen und redete was von einem Lungen Schlag. Am Abend war der Mücke noch immer nicht aus seiner Ohnmacht aufgewacht.

Und am Morgen, als ich nachsehen wollte, wie es dem Weißbacher ginge, lag in der breiten, verwüsteten Bettstatt ein stiller, kalter Mensch.

Das Hannerl, das, mit dem kurz geschorenen Bübchen auf dem Schoße, stumpf und müd in der Morgensonne vor dem dachlosen Haus geseßen hatte, führte mich zum Mücke hinein, brach in Tränen aus und erzählte mir mit umständlicher Genauigkeit die ganze Geschichte dieser bösen Nacht. Nichts vergaß sie, nicht das Geringfügigste.

Während dieser langen Geschichte lag der Weißbacher kalt und stumm in seinem Ehebett, mit einem strengen, fast erbitterten Ausdruck in dem kupferfarbenen Gesicht.

Als die Geschichte zu ihrem Ende kam, weinte das Hannerl nicht mehr. Aber von der nassen Decke fiel manchmal ein Wassertropfen herunter — und das berührte mich, als vergröße das kleine blumenfreundliche Häußchen schwere Zähren um den Weißbacher, dessen „ganze Freid“ es gewesen.

Doch auch das Hannerl hatte noch feuchte Augen und sah den stillen Mücke mit nickendem Erbarmen an. „So a braver Mensch! Und so viel quat hat 'r si allweil gstellt zu mir!“ Fürsorglich knöpfte sie dem Weißbacher am Halse das offen stehende Hemd zu. „Bal i wieder heiraten müaßt, da kunnst i mi hart an den andern gewöhna!“

Die Arbeiterkolonie Hoffnungstal.

Von Hans Hyan.

Nichts ist leichter, als die Vorsehung für alles verantwortlich zu machen, was die Erde an Not und Unheil birgt, oder



Auf dem Wege zur Kolonie.

wohin ich den Leser führen werde, im Speisesaal hängt, so kommt einem unwillkürlich Dhm Krüger in die Erinnerung. Sie haben auch viel Ähnlichkeit, die beiden Alten, in ihrer markigen Auffassung des Lebens, in ihrem unerschütterlichen Gottvertrauen und in einer Eigenschaft, die dem Pastor v. Bodelschwing in den Augen vieler Leute schadet: ich meine die Vorliebe für körperliche Zuchtmittel.

Der alte Herr, dessen werktätige Liebe für seine Mitmenschen reines Christentum atmet, scheint da noch im Bann patriarchalischer Anschauungen befangen, die sich unter den roheren Anschauungen früherer Zeiten vielleicht verteidigen ließen, nun aber, wo wir jede Lebenserscheinung unter dem Gesichtswinkel konsequenter Fortentwicklung begreifen lernten, Wert und Berechtigung verloren haben dürften. Es ist ganz ausgeschlossen, daß ein Mensch, der Verbrecher oder jugendliche Taugenichtse nicht in Anstalten irgend welcher Art, sondern in der Freiheit kennengelernt hat, sich für irgend eine Form der körperlichen Strafen aussprechen könnte. Ich selbst beschäftige mich seit mehr als zehn Jahren mit dem Studium des Verbrechens in allen seinen Erscheinungsformen, habe aber meine Erfahrungen unter freilebenden Verbrechern gesammelt und behaupte, daß jeder jugendliche

oder alte Verbrecher, der auf staatliche Anweisung geächtet wird, dauernd für die Wiedergewinnung durch die bürgerliche Gesellschaft verloren ist. Der Groll über eine solche Behandlung stirbt meiner Ansicht nach nie in den Geschlagenen, und leicht wäre es, eine statistische Umfrage bei Schwerverbrechern anzustellen, inwieweit sie durch Prügel usw. noch mehr hineingeht wurden in ihren Widerstand gegen die Gesellschaft. Mir sagte einmal ein alter „Knacker“ (Einbrecher): „Jede Keule, die an den richtigen Mann kommt, kostet später ein Menschenleben!“

Wenn es so unumgänglich nötig ist, die Meinung v. Bodelschwings hinsichtlich der Zuchtmittel zu bekämpfen, so kann man auf der anderen Seite seiner Devise: „Nicht Almosen, sondern Arbeit!“ nicht froh und überzeugt genug bestimmen. Diese Idee, deren eigentlicher Schöpfer er ist, hat die Arbeiterkolonien geboren. Freilich war die Geburtshilfe hierbei nicht leicht, und man muß staunen, wie der nun Drei- und siebenzigjährige mit einer Fähigkeit ohnegleichen vom Kaiser zum Minister, vom Stadtverordneten zum Magistrat eilt, wie der Edelmann zum Bettelmann wird, ohne je mit einem Gedanken an ein Entgelt für seine Mühe zu denken. Das Bemühtsein, den Ärmsten der Armen, die sonst niemand haben, beizustehen, das genügt ihm! . . .

Einer der hervorragendsten auf diesem Gebiet ist sicher Friedrich v. Bodelschwing, Doktor der Theologie, Pastor und Präses des Gesamtverbandes deutscher Verpflegungsstationen.

Wenn man sein Bildnis ansieht, das da draußen in der Arbeiterkolonie Hoffnungstal, wohin ich den Leser führen werde, im Speisesaal hängt, so kommt einem unwillkürlich Dhm Krüger in die Erinnerung. Sie haben auch viel Ähnlichkeit, die beiden Alten, in ihrer markigen Auffassung des Lebens, in ihrem unerschütterlichen Gottvertrauen und in einer Eigenschaft, die dem Pastor v. Bodelschwing in den Augen vieler Leute schadet: ich meine die Vorliebe für körperliche Zuchtmittel.

Der alte Herr, dessen werktätige Liebe für seine Mitmenschen reines Christentum atmet, scheint da noch im Bann patriarchalischer Anschauungen befangen, die sich unter den roheren Anschauungen früherer Zeiten vielleicht verteidigen ließen, nun aber, wo wir jede Lebenserscheinung unter dem Gesichtswinkel konsequenter Fortentwicklung begreifen lernten, Wert und Berechtigung verloren haben dürften. Es ist ganz ausgeschlossen, daß ein Mensch, der Verbrecher oder jugendliche Taugenichtse nicht in Anstalten irgend welcher Art, sondern in der Freiheit kennengelernt hat, sich für irgend eine Form der körperlichen Strafen aussprechen könnte. Ich selbst beschäftige mich seit mehr als zehn Jahren mit dem Studium des Verbrechens in allen seinen Erscheinungsformen, habe aber meine Erfahrungen unter freilebenden Verbrechern gesammelt und behaupte, daß jeder jugendliche

oder alte Verbrecher, der auf staatliche Anweisung geächtet wird, dauernd für die Wiedergewinnung durch die bürgerliche Gesellschaft verloren ist. Der Groll über eine solche Behandlung stirbt meiner Ansicht nach nie in den Geschlagenen, und leicht wäre es, eine statistische Umfrage bei Schwerverbrechern anzustellen, inwieweit sie durch Prügel usw. noch mehr hineingeht wurden in ihren Widerstand gegen die Gesellschaft. Mir sagte einmal ein alter „Knacker“ (Einbrecher): „Jede Keule, die an den richtigen Mann kommt, kostet später ein Menschenleben!“

Wenn es so unumgänglich nötig ist, die Meinung v. Bodelschwings hinsichtlich der Zuchtmittel zu bekämpfen,

so kann man auf der anderen Seite seiner Devise: „Nicht Almosen, sondern Arbeit!“ nicht froh und überzeugt genug bestimmen. Diese Idee, deren eigentlicher Schöpfer er ist, hat die Arbeiterkolonien geboren. Freilich war die Geburtshilfe hierbei nicht leicht, und man muß staunen, wie der nun Drei- und siebenzigjährige mit einer Fähigkeit ohnegleichen vom Kaiser zum Minister, vom Stadtverordneten zum Magistrat eilt, wie der Edelmann zum Bettelmann wird, ohne je mit einem Gedanken an ein Entgelt für seine Mühe zu denken. Das Bemühtsein, den Ärmsten der Armen, die sonst niemand haben, beizustehen, das genügt ihm! . . .

Es gibt nämlich unter den Hunderttausenden, die jahraus, jahrein die Landstrafe bevölkern, eine große, große Zahl von Menschen, die arbeiten wollen, die tief unglücklich sind, weil sie keine Arbeit finden können. Es ist nicht wahr, jenes frivole, von bodenloser Oberflächlichkeit zeugende Wort: „In unsem Vaterland braucht niemand hun-



Aufnahme.



Die Gebäude der Kolonie.

gern!" Im Gegenteil, hier hungern täglich viele, viele Menschen, so gut wie in anderen Ländern. Und nicht etwa die hungern, die nicht arbeiten wollen, oh nein, die haben das Betteln und Stehlen bald genug heraus! Die Hungernden sind die, die sich nicht geltend zu machen verstehen, die von Abweisung zu Abweisung irren, mit wunden Füßen und krankem Herzen. Manche haben auch durch irgend ein Vergehen, das ihnen nun, wie ein Bleiklumpen, an ihrem Fortkommen hängt, ihre Mißerfolge verschuldet. Aber was heißt das? Ist die Gefängnisstrafe nicht Sühne genug? Muß ein Mensch für eine kleine Unterschlagung mit seinem Leben büßen? Und dann der Trunk, der Alkohol! . . . Das Elend, das der Fasel in die Welt bringt, ist ganz unübersehbar groß! Bieleicht auch nie ganz zu heilen — wer weiß? . . . Aber da kommt dieser prächtige alte Mann und bettelt Groschen bei Groschen zusammen, bis er es fertig bringt, dem Arbeitslosen Arbeit, dem Säufer Heilung und dem vom Laster und Müßiggang Angefressenen Rettung und neue Kraft zu geben!

Rüdniß heißt das kleine Dorf hinter Bernau, das ausersehen wurde, um der neuen Kolonie Hoffnungstal Raum und den für die neuen Zwecke so nötigen Boden zu geben. Wenn man in Bernau den Zug verläßt, kommt man durch welliges Land, bald zwischen Kornfeldern und an märkischen Krüppelkiefern vorbei, in einstündigem Wege dorthin. Das Dorf ist, wie die meisten kleinen Marktdörfer unscheinbar, nicht von übermäßigem Reichtum zeugend. Und die Rüdnißer sollen sich recht energisch gestraubt haben gegen die Nachbarschaft der „Mylisten“. Denn in der Tat handelt es sich um Leute, die vom Berliner Asal für Obdachlose auf ihre Anfrage und Bitte hingewiesen werden nach Hoffnungstal.

Diese Kolonie unterscheidet sich aber von der großen Anzahl anderer, die auf v. Bodelschwinghs Antrieb und durch ihn selbst im Reich gegründet wurden, in mannigfacher Weise. Einmal ist hier nur ein rein landwirtschaftlicher Arbeitsbetrieb vorhanden; der Vorwurf, den man anderen, besonders der Berliner Kolonie macht, sie wirke durch ihren so gut wie gar keine Löhne zahlenden Fabrikationsbetrieb als lästige Konkurrenz — der ist hier also nicht am Platze. Dann ist in Hoffnungstal, man möchte beinahe sagen, der Komfort größer. Und man soll nicht sagen, „Bettler“ brauchen keinen Komfort. Es sind eben keine Bettler mehr, sobald man sie in Hoffnungstal aufgenommen hat! Sie müssen und sie wollen auch arbeiten. Und wer arbeitet, soll nicht nur essen, er soll auch seine bescheidene Freude am Leben haben!

„G. w. h.“ sagen v. Bodelschwinghs Gegner — er hat deren eine große Anzahl — „wer arbeitet, will sich auch mal

amüsieren! Und das kann man nicht bei den Pfennigen, die die Arbeiterkolonie als Lohn zahlt.“ Ganz recht. Aber sind es denn Arbeiter, die hinauspilgern nach Hoffnungstal oder sonst in eine Kolonie und da Arbeit suchen, in dem Sinn, wie der ruhige, nüchterne, gewandte und brauchbare Mensch

sich hier oder dort nach einer lohnenden Existenz umsieht? Nein, keineswegs! Es sind zum größten Teil schiffbrüchige, völlig verkommene Existenzen, Leute, die nie ein geordnetes Leben geführt haben oder die durch Gott weiß welche Umstände aus ihrer Bahn gerissen, nun absolut nicht mehr Kraft und Mittel finden, den schweren Kampf ums Dasein, der jeden Tag den ganzen Mann erfordert, zu kämpfen. Die kommen zu diesem greisen Jüngling, der ihnen noch sein spätes Alter opfert, und sagen: „Hilf uns!“ Und da zeigt er den Verzweifelnden, daß ihre Arme noch stark, daß ihre Leiber noch brauchbar sind für den Streit gegen das Elend! Freilich, auch Leute, die der Winter am Tun hindert, die auf der Wanderschaft brotlos werden und die die große Welle, Arbeitsnot geheiß, zeitweilig auf den Strand wirft, auch die kommen. Und diesen Männern würde gewiß jeder gern ihren normalen Lohn zahlen. Aber der Teufel gibt mehr, als er hat! Selbstverständlich, es finden sich so



Beim Auspacken.

„tüchtige und kluge“ Rechner, die noch einen hübschen „Verdienst“ für die Kolonie herausrechnen. Und wenn, wie in Hoffnungstal, eine Einnahme aus der Kolonie in den ersten fünf Jahren überhaupt nicht herauskommt, so trösten sich diese Propheten mit der Zukunft, die goldene Berge verheißt. . . . Eine immer wieder zu Angriffen benutzte Bestimmung der Koloniesatzungen besagt, daß der verdiente Lohn, der sich mit der Zeit steigert, erst nach einem gewissen Termin zur Auszahlung gelangt, und daß Leute, die vorher fortgehen, Lohnansprüche nicht haben. Der Gründer der Kolonie und seine Helfer haben für diesen Entlohnungsmodus sicherlich ihre guten

Gründe gehabt. Aber es scheint auch mir, der ich ganz vorurteilslos an die Betrachtung jener Institution herangehe, doch, als sei es

richtiger, daß man selbst nur scheinbare Ungerechtigkeiten vermeide. Diese Gepflogenheit erinnert zu sehr an ähnliche Bestimmungen von Geschäftsfirmen, bei denen Pensionsbeiträge erhoben werden, die Leute, die eine bestimmte Anzahl von Jahren nicht im Be-



Gang zur Feldarbeit.

triebe bleiben, aber einfach leer ausgehen. Was ein Mensch auch tut — das, was ihm einmal als Arbeitsverdienst zugesprochen wurde, das ist man ihm schuldig zu zahlen. Andere Abkommen sollten nicht getroffen werden! Um so mehr, als der Arbeitnehmer beim Abschluß des Vertrages sich fast stets in der Zwangslage befindet! Die Arbeiterkolonie Hoffnungstal, deren Baulichkeiten sämtlich aus doppelten Schalbrettern mit



Bei der Arbeit.

Torfmußfüllung aufgeführt sind, besteht aus drei Baracken, zu denen bald die vierte kommen soll; ferner der eben fertig gebauten Kapelle, die durch Bekleidung des Altars in einen großen Speisesaal verwandelt werden kann, und der Küche, die, recht umfangreich, in einen Koch-, Wasch- und Zubereitungsraum, eine Platt- und Kollstube und den sehr nötigen Bade- und Desinfektionsraum gegliedert ist.

Und diese ganzen, lichtgrau gestrichenen Gebäude liegen zwischen den saftigen Wiesen und wogenden Roggenfeldern, und wenn die blanke Sonne vom blauen Himmel darüber scheint, dann hat man wahrlich nicht den Eindruck einer Gefangenenanstalt! . . . Wer weiß, wer das törichte Märchen aufgebracht hat, man könne wohl freiwillig hinein, aber nicht wieder heraus aus einer Kolonie. Die einfache Wahrheit ist, daß jeder gehen kann, sobald und wohin es ihm beliebt. Auch kennt die Arbeiterkolonie keinerlei Strafe, mit Ausnahme der Entlassung. Und damit ist man übrigens bisher recht gut ausgekommen, sagte mir der Sekretär von Hoffnungstal, Herr Dornfeldt, den ich als einen tüchtigen, frischen und ganz offenbar wohlmeinenden Mann kennenlernte. Daß randalierende, auffällige Elemente dort nicht geduldet werden, ist selbstverständlich! Ebenso wie der Genuß von Schnaps streng unterzogen ist. Denn — und darüber befinden sich manche Leute im Irrtum — dieses Hoffnungstal ist keineswegs als ein Gasthaus „Zum fidele Pennbruder“ gedacht. Hier sollen Leute, die durch irgendwelche Veranlassung sich der Arbeit entwöhnt haben, wieder erzogen werden zu dem, wozu wir Menschen nun einmal erschaffen sind: zur Arbeit.

— Daß die ganze Sache ein wenig fromm geraten ist, daran ist der Umstand schuld, daß der Gründer protestantischer Geistlicher ist, und es wurde mir gläubig würdig versichert, daß in den etwa je zwölf Minuten währenden Morgen- und Abendandachten der Hauptwert auf die plausible Erklärung und Ruhanwendung eines jener Bibelworte gelegt würde, die dem Gläubigen wie dem Nichtgläubigen gleich ehrfurchtgebietend schon durch ihre hohe Schönheit sein sollten.

Der Arbeitstag fängt im Sommer um sechs Uhr, im Winter um sieben Uhr an und hört um die gleiche Zeit abends auf. Es werden die nötigen Pausen zwischen der Arbeit gemacht — wo hat z. B. ein Berliner Arbeiter zwei Stunden Tischzeit? — und die Leute, denen ich zusehen habe, arbeiten sich nicht tot. Aber das sollen sie auch nicht,

man ist in Hoffnungstal zu der Überzeugung gekommen: die Kolonisten tun ihre Pflicht, auch ohne daß sie dazu gedrängt werden . . .

Ich trat in den Schlaßsaal der ersten Baracke und freute mich über die vernünftige Anordnung der Schlafstellen, von denen jede, von der anderen durch hellgestrichene Bretterwände getrennt und nach dem Gange zu durch einen grünen Vorhang verschließbar, ein ganz niedliches Zimmerchen hergibt. Da stand gerade ein Mann, der seinen Reiseforb auspackte. Ein Bummler mit 'm Reiseforb? — Nein, es sind eben durchaus nicht alles Bummler, die hierher kommen. Dieser Mann beispielsweise ist ein fleißiger, ordentlicher Mensch, mit Frau und Kindern, die er liebhat und nach denen er sich sehnt wie jeder Familienvater nach den Seinen. Er kann nur dem Alkohol keinen Widerstand leisten. Und schließlich,

wenn's dann gar nicht mehr geht, wenn die Hände zittern, so daß sie nichts mehr halten können, ehe nicht das nötige Quantum Fusel auf die Lebenslampe gegossen ist, dann packt er seine Sachen und sucht eine Heilstätte; jetzt geht er in die Kolonie. Und komisch: draußen tut sich's auch ohne den Schnaps. Ein paar Wochen, dann ist er geheilt — so lange, bis ihn dieses schreckliche „Genußmittel“ wieder einmal überwältigt.

Es befinden sich dort unter den seit der Eröffnung der Kolonie am 30. April 1906 Aufgenommenen sage und schreibe 22 Kauf-

Ruhepause.

leute. Die sogenannten Gelegenheitsarbeiter freilich übertreffen dies Kontingent weit mit ihren 69 Mann. Aber das sind auch meist Leute, die von vornherein nicht viel leisten und verstehen. Dann kommen die Landarbeiter und Gärtner mit 30 Mann, die Kellner mit 10 und sogar ein Gefangenenaufsicher, der gewiß beurteilen kann, wie sehr hier die schwedischen Gardinen fehlen. Leider sind auch zwei Techniker, zwei Apotheker und zwei Lehrer von der Partie. Und gerade bei diesen Gebildeteren wird es deutlich, wie furchtbar schwer es für den, den das Schicksal einmal zu Boden gestoßen hat, wird, sich wieder zu erheben. In der Kolonie zuverlässig, treu und in jeder Weise brauchbar, haben sie nur nötig, den



Fuß wieder auf die Heerstraße des Lebens zu setzen, um sofort von neuem zu straucheln und abermals auf der Nase zu liegen. Dann vollendet der Alkohol das Werk schnell, bis sie eines Tages todelend, zerlumpt und halbvertiert da draußen anlangen in Hoffnungstal. Andere freilich, deren Stern freundlicher leuchtet, bringt der Verein nach einer zu-

friedenstellenden Prüfungszeit in bürgerliche Arbeit hinein, sie verdienen wieder Geld, dürfen für sich selber sorgen und lassen hin und wieder in einem Briefe von sich hören, daß sie dankbar und glücklich sind. Aber noch ist Mittagsstunde. Das Essen hat den Fleißigen schon geschmeckt. Und sie sitzen jetzt in den Speiseräumen, lesen, plaudern und rauchen. Ebenso wie beim Schlafen, werden sie auch hier beaufsichtigt — es gibt eben überall große Kin-



Nach dem Mittagessen.

der, die man sich nicht allein überlassen darf. Zwei Diakone aus Bethel, der bekannten Heilstätte für Epileptische, haben diesen Dienst übernommen. Sie arbeiten für Essen und Trinken; ihre Lebensaufgabe und ihr Lebensvergnügen besteht darin, für andere tätig zu sein. Die Bücher, in denen die Kolonisten lesen, entstammen einer kleinen, sehr bescheidenen Bibliothek,

über die Hoffnungstal verfügt. Die Leser der „Gartenlaube“ würden sich einen schönen Dank verdienen, wenn sie ein überflüssiges Buch dorthin sendeten.

Und plötzlich ertönt die Klingel. Die Kolonisten erheben sich, holen ihr Werkzeug und gehen zur Arbeit. Die wartet da draußen in der Obstplantage, einer Müsterschöpfung des Oberleiters der ganzen Kolonie, des Herrn Inspektors Ahrendt, der, gelernter Landwirt und mit reichen Erfahrungen im Koloniewesen ausgerüstet, auf diese Weise die Waldparzellen, für die die Stadt Berlin die Pacht zahlt, in nutzbringende und, wenn auch erst nach Jahren ertragreiche Anlagen umgestaltet. Sogar eine kleine Feldbahn gibt es da, mit der der Düng herangefahren wird. Und wenn die Bäumchen auch noch unscheinbar sind, es geht ihnen wie den guten Eigenschaften im menschlichen Herzen, man muß sie nur pflegen, auf daß sie kräftig und fruchtbar werden.

So verfließt die Zeit in ernster und doch gesunder Arbeit, bis der Abend sich über die grünen Saatefelder senkt, die die Kolonistenhände bestellt haben. Dann kommt der Schlaf mit seinen Träumen voller Erinnerung und Zukunftshoffnung . . .

Noch nicht zu spät!

Ein hygienisches Trostwort für Ältere. Von M. Hagenau.

Die Zeichen des Alters stellen sich nicht bei allen Menschen zu bestimmter Zeit ein. Der eine bleibt länger jung als der andere. Verschiedene Ursachen bewirken es. Der Sprößling der sogenannten eisernen Geschlechter lebt noch von der Kraft, die seine Vorfahren aufgespeichert haben, besser widersteht er den zahlreichen Schädlichkeiten des Lebens, in Ausdauer übertrifft er andere, und er scheint unverwundlich zu sein. Selten sind aber solche glücklich beanlagten Menschen. Krankheit, Not, Sorgen und übermäßige Arbeit sind sonst die hauptsächlichsten Ursachen des frühzeitigen Alterns, und zu ihnen gesellt sich noch eine, die wir selbst heraufbeschwören, das ist die unzweckmäßige Lebensweise, die uns nicht etwa durch den Kampf ums Dasein aufgezwungen worden, sondern die wir uns zu unserer Bequemlichkeit und zu unserem Gefallen frei gewählt haben. Aus diesem Grunde altern die meisten frühzeitig, und wenn sie merken, wie ihre Elastizität nachläßt, die Kräfte allmählich schwinden, so lassen sie den Kopf hängen. Sie wissen wohl, daß es Mittel gibt, das Leben zu verlängern und ein hohes glückliches Alter zu erlangen. Man braucht nicht schweres Geld auszugeben, um sie sich zu beschaffen, nur Willenskraft ist dazu nötig; denn diese Mittel heißen: mäßige Lebensweise, Aufenthalt im Freien, Leibesübungen und Ruhe des Gemüts, die durch Selbstdisziplin selbst in schwierigen Lebenslagen erreicht werden kann. Die beste Gewähr für den Erfolg bieten diese Mittel, wenn sie von Jugend auf angewendet werden. Sind sie aber wohl imstand, einen schon älter gewordenen Körper wieder zu verjüngen? Daran zweifeln viele und ergeben sich in ihr Schicksal mit dem verhängnisvollen Wörtchen: Zu spät!

Das trifft aber nicht immer zu. Wie auf moralischem Gebiet, so ist es auch auf dem hygienischen zur Umkehr fast niemals zu

spät, wenn nur die richtige Einsicht gekommen ist. Es ist immer noch etwas zu retten, und wenn in gesundheitlicher Hinsicht nur eine kürzere Reihe von Jahren gewonnen wird, in der der Mensch leistungsfähig und arbeitsfreudig bleibt, so ist damit viel erreicht. Diese Jahre haben einen besonderen Wert für den, der nicht mehr für sich allein lebt, der für andere wirkt, dem die Erhaltung der Familie, das Großziehen der Kinder allmählich zum Hauptzweck seines wirtschaftlichen Lebens geworden sind.

Es gibt ja zahlreiche Beispiele, daß ältere, geschwächte Leute nicht vergeblich an den Jungbrunnen der Natur gepilgert waren. Berühmt ist da zunächst der Venetianer Lodovico Cornaro geworden. Er war ein Sprößling des angesehenen Patriziergeschlechts, aus dem mehrere Dogen und auch Catarina Cornaro, die Königin von Cypern, hervorgegangen sind. Er führte in der Jugend ein unsüßes, ausschweifendes Leben, verfiel schon im rüstigen Mannesalter in ein Siedtum, gegen das keine Arznei helfen konnte. Da brach er als Bierzigjähriger mit seinen üblen Gewohnheiten, er lebte mäßig und enthaltsam; und mit diesem einfachen Mittel bannte er die Schwäche, wurde körperlich rüstig und geistig frisch. Diese köstlichen Eigenschaften blieben seine treuen Lebensbegleiter. Noch im Alter von 83 Jahren konnte er zu Pferde steigen, und als Hochbejahrter schrieb er sein Werk „Trattato delle acque“, in dem er über die Instandhaltung der Lagunen handelte. Er entschloß sanft und ruhig in seinem hundertsten Lebensjahr. Seine Erfahrungen in der Kunst mäßig zu leben, beschrieb er in dem Büchlein „Discorsi della vita sobria“, das 1558 zum erstenmal in Padua verlegt wurde, später in viele fremde Sprachen übersetzt wurde und auch in unserer Zeit noch Neuauflagen erlebte.

N. P. Müller, der dänische Apostel der Gymnastik, der die Forderung aufstellte, daß jeder Mensch fünfzehn Minuten täglich Leibesübungen widmen soll, wendet sich gegen die Meinung, daß dadurch nur jüngeren Leuten in erheblicherem Maße geholfen werde. In seinem Büchlein „Mein System“ führt er Beispiele an, wie ältere Leute durch Gymnastik gekräftigt wurden. Der Vater der russischen Athletik, Ladislaus Krajewski, schreibt er, wurde 1841 geboren, erlangte 1865 die medizinische Doktorwürde und wurde Hofmedikus. Durch große Praxis überanstrengt, fing er 1885 an, Leibesübungen zu betreiben, mit dem Erfolg, daß er 1895 (54 Jahre alt) 95 Pfund mit einer Hand und 170 Pfund mit beiden Armen stemmen konnte. Ferner zitiert er folgende Mitteilung von Prof. Sargent an der Harvard Universität in den Vereinigten Staaten: „In mehreren Fällen habe ich Männer von über 60 Jahren durch systematische Übungen größere körperliche Kraft und größeres Körpermaß und Gewicht gewinnen sehen. Mr. Smith Robertson, 68 Zoll hoch, 140 Pfund schwer, fing an, Hantelübungen zu treiben, als er 69 Jahre alt war. Er übte drei Jahre lang täglich 10 Minuten und ging dann 7 bis 8 Kilometer. Nach Verlauf dieser Zeit, er war also damals 72 Jahre alt, war er 160 Pfund schwer geworden, während seine Brustweite von 36 auf 40 Zoll gestiegen und alle Muskeln im Verhältnis dazu gewachsen waren. Als er 83 Jahre alt war, schrieb er mir, daß er noch ebenso leicht gehen und laufen könnte, wie vor 60 Jahren.“

Mäßigkeit im Essen und Trinken, Leibesübungen, Aufenthalt in frischer Luft durch fleißiges Spazierengehen, das sind die Verjüngungsmittel, die den frühzeitig Gealterten zur Verfügung stehen. Freilich muß dabei vor Fehlgriffen und Überanstrengung gewarnt werden. Wer sich entschlossen hat, mit dem alten Schlandrian zu brechen, der wende sich zunächst an seinen Arzt und lasse sich untersuchen. Sind seine inneren Organe wirklich erkrankt, dann wird der Arzt ihm die nötigen Verhaltensmaßregeln geben. Handelt es sich aber nur um Schwäche, die namentlich durch sitzende und ungewöhnliche Lebensweise verursacht wurde, dann frisch auf ins neue Leben! Die

Elastizität und Schnelligkeit der Jugend sind natürlich dahin; auf das Herz ist Rücksicht zu nehmen, und die Übungen müssen in langsamem Tempo geschehen und dürfen nur allmählich gesteigert werden. Was die Jugend im Sturm gewinnt, muß das Alter durch Ausdauer zu erreichen suchen. Darum gestalte sich auch der Übergang in der Ernährung, im Essen und Trinken, zu einfacherer Kost allmählich. Es ist nicht immer gut, bräskt mit allen Gewohnheiten zu brechen. Viele tun es und erlangen das Gegenteil von dem, was sie erstreben; der Körper verträgt nicht die plötzliche Revolution, und es stellen sich Störungen ein, die den bisherigen Zustand verschlimmern können.

Hat man aber einmal die erforderliche Lebensweise erlangt, und sind inzwischen die Greisenjahre gekommen, so muß man sich ganz besonders hüten, von dem regelmäßigen Lebenswandel abzuweichen, das Uhrwerk des Körpers ist starr geworden und will seinen gewohnten Gang haben.

Wichtig sind diese Verhaltensmaßregeln namentlich für die große Schar der geistigen Arbeiter, der Bureauumenschen; denn sie erhalten nicht nur den Leib gesund, sondern auch den Geist frisch. Von allen wichtigen Organen des Körpers altert unter normalen Verhältnissen das Gehirn am spätesten. So spüren auch diese Arbeiter am wenigsten die Last des Alters; denn länger als andere können sie schaffenslustig bleiben und sich ihrer Leistungen erfreuen.

Noch nicht zu spät! Das mögen sich die Älteren zu Herzen nehmen, die auf falsche hygienische Bahn geraten sind. Schlimm wäre es aber, wenn die Jugend daraus die Lehre ziehen wollte, jetzt die Zügel schießen zu lassen, da es ja noch später zur Umkehr Zeit sei. In tollem Lauf kam der Lebenswagen plötzlich scheitern, und eine schlecht verwendete Jugend bringt immer Schaden. Ihr Ideal muß sein, so zu leben, daß man an ihr auch im späteren Alter keine Rettungsversuche zu machen braucht. Harmonisch Leib und Seele ausbildend, sei sie eingedenk des alten Sprüchleins:

„Wenn die Jugend weise wüßte,
Was das Alter haben müßte,
Sparte sie so manche Lüfte.“

Die Schöpfungstage.

Von Wilhelm Bölsche. — Mit Illustration von Heinrich Harder.

V. *)

Wir saßen unter der Düne und träumten ins Meer hinaus. In unendlichem Frieden glitt der Blick an den einfachen Farbstreifen dieser stillen großen Landschaft hin. Ein Streifen Sandgelb; ein Streifen Weiß, wo die Brandung, aus dieser Ferne doch auch nur eine regungslose Farbe, aufschlug; ein Streifen schwarzblaues Meer und ein weiter, weiter Streifen rauchig grauer Himmel. Kein Laut kam von der See. Nur auf der Düne ging der Wind ganz leise, wie mit einem feinsten Silbernen Klingeln, durch den dünnen Strandhafer. Mein Freund wühlte im Sande und zwischen gebleichten kalkigen Muscheltrümmern erschien ein goldglänzendes Körnchen — Bernstein. Im Golde lag ein dunkles Pünktchen, vielleicht der eingeschlossene Leib eines Spinnchens.

Wir sprachen von der weltgeschichtlichen Mission dieser Körnchen. Auf der Suche nach ihnen ist von der Mittelmeerkultur, der absoluten Weltkultur von damals, Deutschland zuerst entdeckt worden, wie später Kolumbus Amerika entdeckt hat auf der Suche nach wirklichem Gold. Heute liegt die Zenitsonne der Menschheitskultur hier oben auf dem Norden. In dieser Stille des Seebildes dachten wir an die nahe Großstadt, wo diese Kultur rauschte. Dort sang der Wind in Telegraphendrähten, und es antwortete ihm der klagende Laut elektrischer Wagen, die an ihrer Leitung dahinglitten. Am Bernstein, der Papierschneideln anzog, ist die Elektrizität entdeckt worden, die noch von ihm (dem alten Elektron) den Namen hat. „Und das alles,“ sagte mein Freund, „durch ein paar Tröpfchen urweltlichen Harzes, die aus einem faulen Baum tropften und Spinnen und andere widerwärtige Tiere ein-

kleisterten. Die Weltgeschichte läuft doch recht merkwürdig.“ „Das kommt auf die Auffassung an, mein Lieber. Du hast nie mit dem richtigen Auge geschaut, das in der Weltgeschichte zugleich eine Wirklichkeit und ein Märchen sieht. Es ist aber beides in ihr, in dieser riesengroßen, unendlich tiefen Welt — je nachdem du dich stellst. Weißt du, was dein Harz mit deiner verklebten Spinne ist? Gold aus dem Paradiese!“

... Die großen Taten der Vorbereitung sind getan. Himmel und Erde stehen, Wasser ist gesondert von Land. Der höchste Moment, den eine vom Menschenstandpunkt aus erzählende Schöpfungslegende erwarten kann, naht: der Mensch soll kommen. Da pflanzt der Weltgeist einen wunderbaren Garten. Blaue Ströme fließen aus ihm herab und Gold kommt mit ihnen, Gold vom Paradiese. In diesem Goldlande unter singenden Blütenbäumen wird der Mensch eines Tages erwachen, das große Jubelgeschenk der Schöpfung. So sehen die Dinge aus, mit dem Auge des Märchens geschaut.

Der Naturforscher aber malt dir in diese gleiche Welt ein Landschaftsbild aus der ersten Hälfte der Tertiärzeit. In dieser Epoche der Naturentwicklung werden große Teile Europas bedeckt von einem Tropenwalde von wirklich märchenhafter Schönheit. Dieses Europa ist damals ein Erdteil für sich, von Asien zeitweise ganz getrennt, mit seiner Hauptlandmasse von Norden, von den damals noch warmen Polarländern, herabsteigend ähnlich wie heute Nordamerika mit Grönland, südlich in große Inselarchipele wie die heutigen Sundainseln zerstückelt, westlich wahrscheinlich durch einen Isthmus mit Nordamerika verknüpft; die Alpen fehlen noch. In den Urwäldern dieses uns im Umriß also ganz fremdartigen,

*) Vergl. Nr. 14, 16, 18 und 22 dieses Jahrganges der „Gartenlaube“.

tropisch heißen Landes bewährt die Flora ihr Meisterstück im Vereinigen aller ihrer Leistungen bisher.

Im Mittelpunkt steht die herrliche Vegetation der jüngst verflorenen Kreidezeit. Da grünen und blühen die schönsten unserer heute noch lebenden Palmen, z. B. riesige Fächerpalmen mit anderthalb Meter breiten Blätterwedeln; dann Pisangs, Drachen- und Lebensbäume, Kampfer, Zimt, Aralien, Lorbeer- und Judasbäume. Den lichterem Graswald bildeten echte Azazien, die Lieblingsbäume der Giraffen, die denn auch in Südeuropa massenhaft vorkamen. Magnolien prangten im rosig angehauchten Blütensehne. Unter diese Tropenländer aber mischten sich eigentümlicherweise auch unsere heutigen nordischen Bäume: die Eiche, die Weide, die Pappel, die Buche, Erle und Birke. In üppigster Bildungsraft hatte die Pflanzenhochblüte der Kreidezeit alle diese Typen als solche zugleich herausgebracht, es fehlte zunächst aber noch die scheidende Hand der klimatischen Unterschiede, die erst diese Pflanzenformen je nach ihrer individuellen Dauerhaftigkeit und Anpassungsfähigkeit über die verschiedenen Zonen verteilen sollte: die Palmen und Bananen später in die Tropen, die Eichen und Buchen in die gemäßigte, die Birken selbst bis in die kalte Zone. In diesem Punkt war es wirklich noch ein echter Paradiesgarten im Sinn der holländischen Maler, die sich bei ihren Paradiesbildern freuten, einmal nach Herzenslust Gewächse und Tiere aller Zonen durcheinander am gleichen Fleck malen zu dürfen; vor dem älteren Tertiärwalde hätten sie das direkt wissenschaftlich gedurft. Dieses „Paradies“ umschloß aber tatsächlich auch noch alle von früher übrig gebliebenen Pflanzenformen der Erdepochen vor der Kreide. Seine feuchten Gründe am sprühenden Wasserfall schmückten die letzten, durch so viel Jahrtausende verschlagenen Farnbäume der Steinkohlenzeit. Weite Sumpfstrecken oder Sandfelder aber überzog einseitig in größtem Umfang immer nebenher gerettete Nadelholzwald der Trias- und Jurazeit. In dem heutigen Senftenberger Nevier in der Niederlausitz bildeten kolossale Stämme der Sumpfpresse unwegsame Waldmoore, wie heute am Mississippi. An den Ufern geheimnisvoller nordeuropäischer Niesenströme, deren Name „kein Lied, kein Heldenbuch“ nennt, dehnten sich unabsehbar weite einformige Forste hin von fremdartigen Kiefern und (heute) ostasiatischen Fichten, gelegentlich durchsetzt von einem Stande immergrüner Eichen — das Blätterwechseln war als vorerst überflüssig in diesem Tropenlande noch nicht erfunden — und Buchen; auf der Pichtung blühte auch hier wohl ein Magnolienbaum, oder einzelne ganz hohe überragende Palmen bildeten wie in Mittelamerika heute einen „Wald über dem Walde“, dem die Mischung von Fichten und Palmen im verwegensten Sinn einen Paradiescharakter verlieh.

Von diesen Nadelholzstämmen träufelte nun überall, wo ihre Rinde durch Bruch oder Bliß, durch fressende Eichhörnchen, klopfende Spechte oder mild verheerende Insekten verfehrt war, das Harz wie tropfendes Lebensblut, das vergebens durch Gerinnen die Wunden zu heilen suchte. Und aus diesem goldenen Nieserblut wurde verhärtet der Bernstein, den nachher das Meer verschwemmt hat, so daß er heute seltsamerweise in der „blauen Erde“ des Samlandes, die seine eigentliche Fundstätte gegenwärtig ist — in Nord- und Ostsee ist er nun abermals fortgespült — zwischen Haifischzähnen und Meermuscheln ruht. Die Spinnen, Insekten und Pflanzenläuse, die er einst frisch fließend in sich hinein kittete, erzählen aber noch immer deutlich von seiner wahren Herkunft als Waldkind.

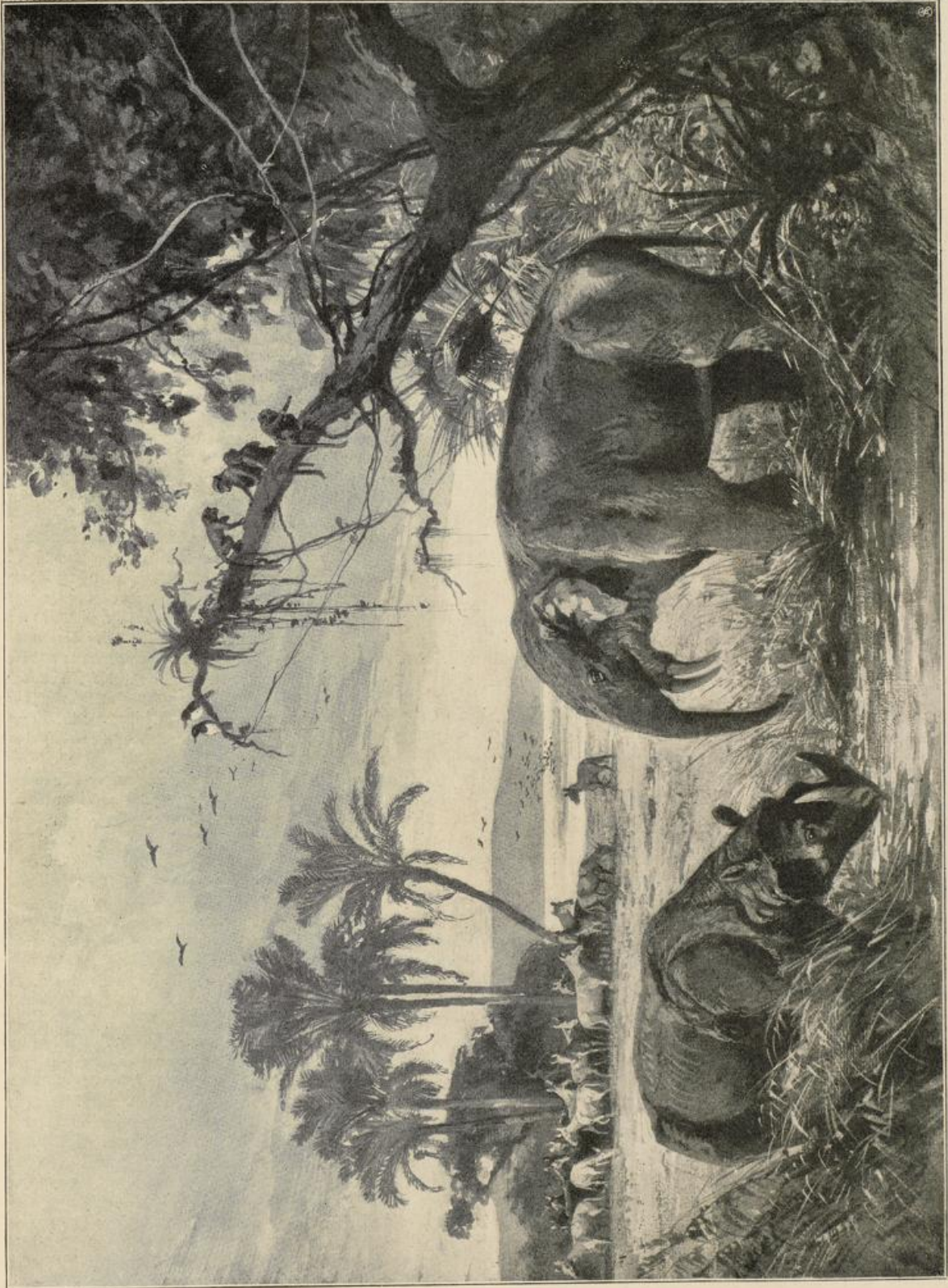
Mindestens zwei Millionen Jahre lang hat dieses alttertiäre Tropenparadies bestanden. Kein Wunder, wenn in dieser ungeheuren Zeitspanne allein der Harzfluß seiner Kiefernwälder solche Schichten lieferte, daß heute eine ganze Industrie danach graben darf und jedes spielende Kind an unserem deutschen Seebadstrande auf verstreute Proben stößt. Führten doch die Waldmoore selbst fast zu den Zuständen der Steinkohlentage zurück, indem sie jetzt die gewaltigen Lagen unserer Braunkohle bildeten. Das Bernsteingold dieses Paradieswaldes

träufelte aber noch in seine Ströme nieder, die es dem Meere zutragen — da erschien im Walde der Mensch.

Alle Anzeichen vereinigen sich heute zugunsten der Annahme, daß ganz seltene Spuren von Menschheitskultur, von einer ersten Benutzung von Steinwerkzeugen, zurückgehen bis in die Mitte der Tertiärzeit, in die sogenannte Miozänzeit. Die wirkliche Entstehung des Menschen müßte dann noch ein ganzes Stück weiter zurückweisen. Sein Körperbauplan, verglichen mit dem Bauplan der höchsten Tiere und dessen chronologischer Beziehung, deutet geradezu noch auf die Cozänzeit, also das erste Drittel schon der Tertiärzeit.

Selbst der biblische Mythos, der nicht an die wissenschaftliche Betrachtungsweise einer wirklich zusammenhängenden Entwicklung denkt und sich durch sie also nicht gebunden zu fühlen braucht, läßt den Menschen erst hervortreten, als die ganze übrige pflanzliche und tierische Schöpfung zum erstenmal ungefähr fertig dasteht. Wissenschaftlich gesprochen und also auch im Sinn einer ersten wirklichen entwicklungsgeschichtlichen Möglichkeit trat dieses „Fertigsein“ im weitestlichen Bestande zum allerersten Male ein eben mit der Cozänzeit. Noch viel weiter kann man unmöglich mit dem Menschen zurückgehen, da sonst seine Voraussetzungen fehlen. Nichts aber kann uns hemmen, und es spricht sogar manches dafür, ihn wirklich bereits als eine Blüte auch gleich der Zeit zu nehmen, die zum erstenmal umfassend diese Voraussetzungen erfüllt zeigte.

Mit Beginn der Cozänzeit, und also der Tertiärzeit überhaupt, war der Sieg der Säugetiere auf der Erde entschieden. Die Herrschaft der Saurier ist endgültig gebrochen. Einzelne große Reptile existieren ja noch bis heute fort, wie das Krokodil, das im Süßwasser ein Asyl gefunden hat, und die Riesenschlangen; die Landschildkröten erreichten in der Tertiärzeit sogar noch ihr räumliches Maximum mit der Kolossochelys der Vorberge des Himalaja, die zwanzig Fuß lang wurde; einzelne gigantische Varanidechsen haben vielleicht noch in die Drachennächte der Völker hineingeipielt. Aber keiner der riesenhaften Dinosaurier, kein Flugosaurier, im Meere kein einziger Ichthyosaurus, Plesiosaurus oder Mosasaurus gehen weiter mit. Über ihrem eigentlichen Untergangsaft liegt für uns noch eine gewisse Wolke — das Faktum leidet keinen Zweifel. Sind sie von neuen Feinden ausgerottet worden? Haben Epidemien sie zuletzt hingerafft? In Südamerika haben riesige, furchtbar gewappnete Vögel sie wahrscheinlich vertilgen helfen. Im Ozean mag ein kolossaler Aufschwung der Haiische die Schwimmdrachen bedroht haben, wahrscheinlicher aber noch die mit besserem Gebiß bewehrten und zum Teil sogar gepanzerten ältesten delfinähnlichen Säugetiere — also schon der neue Tiertypus selbst, der allgemein an ihre Stelle treten sollte. Auf dem Lande werden auch mittelgroße, vielleicht Wölven und Hunden nur gleichkommende Raubsäugetiere schließlich mit ihrem verfeinerten Gebiß, ihrer größeren Beweglichkeit und Intelligenz verhängnisvolle Angreifer selbst für die größten Sauriergiganten geworden sein, sobald sie wie unsere Wölfe sozial, vielköpfig zu Massenangriffen vereint, vorgehen. Unter sich hielt sich zwar Säugetier zu Säugetier wieder stand, ohne daß es zu Ausrottungen kam; zwischen Säuger und Saurier aber war auf die Dauer kein Ausgleich möglich. Mit am zähesten hat sich eben noch die meist kleine Giftschlange gehalten, die ihren Speichel in einem hohlen Zahn zur verheerenden Giftwaffe machte, als sonst das Schlangengebiß nicht gegen die neuen, besseren Zahnformen und Kieferformen aufkam. Aber der Igel trief schließlich auch als giftigstes Säugetier die Schlange, und wie unbedeutend ist im ganzen ihre Rolle in den meisten Erdgebieten doch heute! Gerade dieser Igel und die ihm nah verwandte Spitzmaus, uralte Säuger, bieten bei all ihrer Kleinheit treffliche Proben, was für ein wahrhaft entsetzlicher „Beißer“ dieses Säugetier gleich zu Anfang bei nur etwas Größenzunahme schon vermöge seines brillanten Gebisses und tollkühnen Mutes gewesen sein muß. Das winzige Wasserpißmäuschen von heute, das mehrgliedrigen



Landschaft aus der Tertärzeit.
Originalzeichnung von G. Harber.

Karpfen auf den Rücken springt und diesen Gehirn und Augen ausfrißt, gibt vielleicht das beste Vergleichsbild für einen auch nur schafalgroßen Urraubfänger, der einem Brontosaurus in den Nacken sprang.

War es der beginnende Sieg selber, der jäh erweiterte Lebensraum, die außerordentliche Nahrungszufuhr: jedenfalls begann um diese Wende das große Kaleidoskop unendlichen Formenwerfens gerade bei dem Säugetier, das doch als Typus so lange schon da war, endlich mit überwältigender Macht einzusetzen. Ob noch geheimnisvolle Ursachen anderer Art solche Dinge bestimmen? Der ausgezeichnete Botaniker de Vries hat in neuerer Zeit an dem Exempel einer heute bei uns lebenden, allbekannten Pflanze, der Nachtkerze, zu zeigen versucht, daß bei irgend einem Wechsel der Bedingungen, der plötzliche verstärkte Nahrungszufuhr und neue Ausbreitungsmöglichkeiten verleih, die Tier- und Pflanzenarten eine jäh verstärkte Neigung zu kaleidoskopisch buntem Variieren zeigten, und zwar in Gestalt gleich ganz fortpflanzungsfähiger fester Varianten — „Mutationen“, wie er das nennt. Hatte eine solche allgemeine Mutationsperiode damals alle Säuger ergriffen, und gab sie zu einer vielseitigsten Anpassung durch Auslese plötzlich Stoff in Hülle und Fülle? Genug: die Säugetiere gehen vor oder mit Beginn der Tertiärzeit zu einem Formenreichtum auseinander wie die einfachen Stäbchen eines chinesischen Teespiels in der warmen Tasse, die sich in kurzem hier zu Fahnen, dort zu Kreuzen, dort zu Blumenweigen entfalten.

Alles was die Saurier geleistet, leisten sie noch einmal vom höheren Boden. Fledermäuse und Flugnagetiere durchflattern die Luft, Seesäugetiere durchschwimmen Flüsse und Ozeane, paarhufige Huftiere erobern pflanzenfressend den Waldboden, unpaarhufige die Steppe, Kletterer halten sich im Geäst, Gräber wühlen sich als Beutelmoll und Maulwurf tief in die Scholle. Die alte Buzigkeit der Beutelmäuschen weicht großen, zuletzt kolossalen Mahen. Der Walfisch geht über die kolossalsten Ichthyosaurier an Gewicht und Länge hinaus. Das Megatherium, die Elefanten, zu denen das tertiäre Dinotherium mit seinen abwärts gebogenen Stoßzähnen gehört, vermeiden zwar die unsinnigen Maße des Brontosaurus, machen sich aber doch unter ihresgleichen fast so raubtierfest durch Größe wie dieser. Bei all diesem erfolgreichen Sturm auf alle extremsten Anpassungsmöglichkeiten bleibt aber doch deutlich ein ursprünglich gemeinsamer Ausgangspunkt, wie das Stäbchen in jenem Teespiel.

Ein gewisses Grundschema des erstlich gegebenen Säugetiers liegt überall zugrunde: ein Tier mit fünf Fingern und fünf Zehen, mit einem gegenüberstellbaren Daumen, mit einem lückenlos vollständigen Gebiß von bestimmter Formel, mit nicht stark verschieden langen Gliedmaßen und anderem mehr. Noch im Anfang der Coezänzeit sieht man an den Skeletten deutlich, wie alles diesem Urbild noch nahe ist, obwohl die Trennungen, die später so extrem werden, deutlich schon begonnen haben. Der Paar- und Unpaarhufer, das Raubtier, das Nagetier, ja selbst der Affe sind zwar schon da, aber ihre Vertreter gleichen sich alle noch so sehr, daß man sie in einer einzigen Säugetierordnung vereinigen möchte. Unser Pferd, das heute nur noch eine Fußzehe im Gebrauch hat, hatte damals — sein Stammbaum läßt sich besonders gut zurückverfolgen — direkte Vorfahren, die noch an allen vier Füßen die fünf Zehen (resp. Finger) besaßen, wie wir Menschen sie heute noch haben. Der Mensch ist in diesem Punkt bis heute „altertümllicher“ geblieben, treuer dem Ausgangsschema der Säugetiere. Er hat auch heute noch keine Lücken in seinem Gebiß, wie so viele spätere Säuger, er hat auch da keines der Anpassungsextreme mitgemacht, die bei dem Nager einseitig die Schneidezähne, bei dem Raubtier die Eckzähne, bei den Wiederkäuern die Backenzähne begünstigen auf Kosten der anderen.

Dieses „konservative“ Moment gerade im Menschen ist aber an sich sehr bedeutsam. Es weist darauf hin, daß seine engere Entwicklungslinie in all diesen Punkten früh und dem Urschema nahe schon zum Stillstand kam. Die ganze Kraft

sparte sich in ihm für eine andere Seite auf: die innere Gehirnentwicklung. Was noch heute am Skelett des Menschen am meisten individuell und als ein gewisses Extrem doch auch bei ihm auffällt, ist nur die Schädelumbildung zugunsten dieser Gehirnentwicklung: der große Hirnraum und die Rückbildung der Gesichtsteile, vor allem der Nase. Hier mußte der Knochenbau weit vom Urschema fort, eben doch auch im Sinne einer inneren Anpassung an ein eigenes Organwachstum. Wir besitzen aber höchst interessanterweise neuerdings bereits aus der Coezänzeit selber die verfeinerten Schädel kleiner Säugetiere, die man systematisch an ein lebendes kleines Halbäffchen, den Koboldmaki, anzuschließen versucht hat — und diese Köpfe zeigen bereits in so früher Zeit die völlig menschenähnliche Schädelbildung mit ihrer extremen Gesichtsverkürzung bei einer schon hier ganz ungewöhnlich großen Gehirnhöhle. Sein Entdecker hat eines dieser rätselhaften Wesen, dessen Schädel in Nordamerika gefunden worden ist, bedeutsam mit dem Beinamen „homunculus“ begabt. Was uns diese Pygmäen ganz sicher lehren, ist: daß also auch die beziehende Skelettwandlung des Menschen gegenüber dem Urschema bereits in so außerordentlich früher Zeit — diese Pygmäen lebten zweifellos im Laube des echten Tertiärparadieses — vollzogen sein konnte. Nichts steht entgegen, sich zu denken, daß der Leib des Menschen in allem wesentlichen schon fertig war in dieser Coezänzeit, also im „Paradiese“ selbst. Selbst für sein Gehirn war schon Raum. Nach dieser körperlichen Seite hätte er also jetzt mindestens zwei bis drei Millionen Jahre still in status quo verharrt. In diesen Millionen legte zu einer gewissen Zeit dann sein Gehirn ihm das Werkzeug, das große neue Organ der „Bergeistigung“, in die Hand, in die alte Säugetierhand mit dem treu bewahrten gegenüberstellbaren Daumen. Mit diesem Werkzeug aber sollte er jetzt eines Tages alle übrigen Anpassungen des Säugerreichs, denen die Tiere dort ihren Körperbau bald so einseitig ausgeliefert, spielend nachholen und — überbieten: mit dem Messer den Zahn des Löwen, mit dem Ruder die Flosse des Delfhins, mit dem Schild den Panzer des Gürteltiers; bis er noch an einem weiteren Schöpfungstage seiner Kultur Berge im Tunnel durchbohren und mit elektrischen Wellen sich bewegen und unterhalten würde.

Die neueren Funde bearbeiteten Steinmaterials (Colithen) bereits aus der Mitte der Tertiärzeit, also noch aus dem letzten Paradieswald, auf dessen Lichtungen die Pferdeahnen, die Hipparions, und in dessen Dickicht die Dinotherien lebten, lassen vermuten, daß der erste Schritt zur Werkzeugtechnik bereits getan war um den Ablauf etwa der ersten Million. Immerhin läge Pause des Abwartens, des Präludierens genug dazwischen. Gerade so aber wird die hoch bedeutsame Ähnlichkeit um so aufdringlicher zwischen dem Werdegang des Menschen als der endgültigen Überbietung des Säugetiers und dem des Säugetiers selber damals in seinen Anfängen, in der Sekundärzeit, gegenüber dem Reptil.

Wie die ersten Säugetiere ganz tief unten und früh schon an der Wurzel des Reptiltammes einsetzten; wie sie die ganze ungeheure Entfaltung des extrem sich ergehenden Formentriebes der Saurier sich erst, bildlich gesprochen, austoben lassen und in so viel Millionen Jahren nichts tun, als den alten, in vielem jäh bewahrten Urtypus innerlich um eine Stufe verfeinern, bis endlich die Stunde „erfüllt“ ist zum Durchbruch in eine eigene unendliche kaleidoskopische Formgebung von diesem verfeinerten Boden aus, während gleichzeitig die ganze übrige Saurierwelt irgendwie zusammenbricht — genau so baut sich in dem Menschen ganz von unten und eine lange Zeit scheinbar völlig latent der neue Typusfortschritt gegenüber dem Säugetier selbst herauf. Und auch hier scheint erst der ganze Formensturm der Säuger vorüberauschen zu müssen.

Es ist märchenhaft und mit keinem noch so kühnen Paradiesbilde zu erschöpfen, welche Säugetiermassen in Wirklichkeit diese ältere Tertiärzeit entseßelt hat. Unsere naturgeschichtliche Tradition hat nur noch einige ganz kümmerliche

Neste davon erlebt. Wenn wir lesen (heute schon mit Erstaunen lesen, denn diese Geschichte gehört längst zu *tempi passati*), daß die ersten Besiedler und Besucher des Kaplandes wandernde Herden einer Antilope, des Springbocks, sahen, die nach Millionen von Köpfen zählten; wenn man sich an gewisse Mäusejahre bei uns erinnert und an Stelle jeder Maus etwa die Megamys, ein Nagetier Südamerikas in jener Tertiärzeit, das die Größe eines Rhinoceros besaß, gesetzt denkt: so dümmern Ahnungen, was damals möglich war. In den Ebenen Südamerikas, im nordamerikanischen Felsengebirge, am Fuße des himmelragenden (erst in der Mitte der Tertiärzeit selber entstandenen) Himalaja, auf dem klassischen Boden von Hellas bei Marathon, im Gips des heiligen Montmartreberges in Paris, im Wüstenland Ägyptens — überall liegen Katafomben, Gräberfelder von Säugetierschwärmen — bald elefantengroße Megatherien und nashorngroße Gürteltiere, bald Vorfahren unserer Nüsseltiere, bald Antilopen, echte Giraffen und vorweltliche Kapi-Viere, bald völlig verschollene „Schreckhörner“ mit sechs Hörnern und zwei großen Hauern zugleich, bald Ahnenformen unserer Pferde. Was heute noch in letzten Resten Südafrika und Indien bevölkert, schwärmte damals über ganz Europa und kreuzte auf der Landbrücke herüber und hinüber nach dem tierwimmelnden Nordamerika. Mastodonelefanten und Aepferde begegneten, nach Südamerika hinab vordringend, dort einer ganz isolierten Sontiertierwelt zum Teil riesenhafter Faultiere und Gürteltiere, die vielleicht einem rätselhaften, damals warmen Südpolarlande entstammten. In Australien hielt sich zäh abgeschlossen ein Trupp allerältester Schnabeltiere und

Beuteltiere; diese Beuteltiere bildeten aber selber zu guter Letzt dort noch Kolossalformen: das Beutelmäuschen der Sekundärzeit brachte es, wie fortgerissen von den „Mutationslaunen“ dieser Stunde, dort auch noch zum Diprotodon, das die Maße eines Elefanten besaß. In Schwaben und der Schweiz hausten im Paradiesbusch menschenähnliche Affen wie heute auf Borneo. Im Dzean räuberte das Zeuglodon, ein Walfier von Seeschlangengestalt mit mächtigem Gebiß. Dabei sehen wir in den erhaltenen Resten durchweg nur die „Großen“, deren Geben sich eben zäh bewahren konnte; die Legion der Kleinen und Kleinsten wird unfassbar gewesen sein.

Das war das Paradies. Kein Unschuldreich des Friedens, denn wir haben die schauerlichen Zähne der Machairoduskajen, die vielleicht sogar in die Panzer der Riesengürteltiere einschritten wie Messer in eine Pappschachtel. Aber doch mit einer solchen Fülle glücklicher Gaben Himmels und der Erden, mit ewigem Sommer bis zum Pol, mit Wandermöglichkeiten von Kontinent zu Kontinent auf breitem grünen Plan, mit einer solchen Überfülle der Nahrung für die überall dominierenden Pflanzenfresser in der beispiellosen paradiesischen Üppigkeit des Pflanzenwuchses selbst, und dabei mit solcher jungen Entwicklungskraft des Formspiels in all dem Säugetiervolk, daß eine ähnliche Lage nie wieder gekommen ist, die so ganz einem Paradiesbild in der Schranken der Möglichkeit und ohne zu tolle Friedensutopie entsprochen hätte. Selbst für diese Friedensfrage ist aber noch ein Wörtchen zu sagen, und das betrifft wieder gerade den Menschen in diesem „Paradiese“.

Georg Bangs Liebe.

Roman von Karl Kosner.

(12. Fortsetzung.)

Der Neujahrstag brachte für Georg eine Überraschung. Herr Felix Gutkind pflegte an diesem Tage stets gegen Mittag auf eine Stunde in das Geschäft zu kommen und dort in dem Privatkontor die Neujahrswünsche seiner Angestellten anzunehmen. Mann für Mann traten die dann in feiertägiger Kleidung bei ihm ein, und immer wieder spielte sich dann mit kleinen Variationen der gleiche Dialog ab:

„n Morchen, Herr Rudgind!“

„n Morchen . . .“ Herr Gutkind, der am Schreibtisch stand, sah den Eingetretenen mit vorgelegtem Kopf und hochgezogenen Brauen unter der Brille vor verwundert an, als wäre es ihm unerfindlich, was der wohl von ihm wollen könnte. Und Männer, der alte Dachshund, hustete und lästete.

„Ich wollte mer nur erlauben, Herr Rudgind . . .“

„Ruhich, Männe — ruhich, mei' Hundche . . . so is' brav . . . Cha?“

„. . . ich wollte mer nur erlauben, dem Herrn Rudgind e recht lüchliches Neues Char ze wünschen . . .“

„Soo . . .?“ Herr Gutkind nickte gedankenschwer mit dem Kopfe. Die Eröffnung schien ihn sehr zu beschäftigen. „Soo . . .?“

„Cha . . .“

„Nu, 's kuud . . .“ Herrn Gutkinds Augen senkten sich wieder auf die Skripturen auf der Schreibtischplatte. Sie nahmen da personnen die Durchsicht einer Zahlenreihe oder die Lektüre irgend eines Schriftstückes wieder auf — und wenn der Gratulant jetzt nicht den Mut fand, sich mit einem mehr oder weniger deutlichen „. . . nu', kuten Morchen . . .“ zu empfehlen, dann konnte er unter Umständen recht lange den Anblick seines in Arbeit versunkenen Chefs genießen.

Aber bei dem Gratulationsgange Georg Bangs hatte sich an dieses übliche, seit Jahrzehnten von Herrn Felix Gutkind in der Hauptsache unverändert angewendete Neujahrssituaale noch ein ganz besonderer Appendix angegliedert, ein Anhang, der Georg wieder zeigte, daß in dem häßlichen wortfargen

Mann doch nicht alles verknöcherte Formel war, daß er bei all seiner Verschlossenheit sich doch manchmal mit fremden Schicksalen befassen mochte.

Georg hatte seine Wünsche glücklich angebracht, und Herr Felix Gutkind hatte sein tief sinniges „Nu, 's is' kuud . . .“ genurmet. Da aber, als er schon die Augen senken wollte, sah er noch einmal auf.

„Sach emal, Cheorch — mit wem de verkehrt denn eichendlich . . .? Ich meine so außer dem Geschäfte . . .“

„Mit niemand, Herr Gutkind . . .“

„Nich mit irchend so e Chung' aus der Handelsschule? Hast de geen' Kameraden kufunden?“

„Kein.“

„Soo . . .“ Herr Gutkind sog mehrmals an der kurzen Stummelpfeife und blies die blauen Rauchwolken von sich. Seine Augen flühten dabei prüfend über die Gläser weg zu Georg hin. Dann schien er entschlossen zu sein. „Nu cha, also heere, was 'ch der sache: Gennst de die Salomonstraße?“

„Ja, Herr Gutkind.“

„Nu, da geht de am nächsten Sonntachvormittach hin, un fracht nach der Villa Hellstein. De Frau von Hellstein, das's ne sehr feinpildete alte Dame, in deren Haus eine ganze Reihe von chung' Leiten verkehren — chunge Musiker haubtsächlich . . . Cha — un' an die Dame werd ich dich empfehlen — verstanden?“

„Ja, Herr Gutkind.“

Herr Gutkind zog die Brauen zusammen. Er sah vor sich hin und schien über etwas nachzudenken. Eine Weile war es ganz still — da bemerkte Georg, daß der Bleistift in der Hand seines Chefs addierend eine Zahlenreihe auf und nieder lief. Die Audienz war also wohl beendet.

Erst als Männe, der Dachshund, plötzlich einen Erstickungsanfall markierte, sah Herr Gutkind auf.

„Na — nu — nu — nu — nu — mei' Hundchel! Cha, was wär denn das! Ei — ei — ei — ei!“ Und dann zu Georg bestreuet, verwundert: „Cha! Is noch was?“

Georg fühlte sich befangen und wollte noch ein paar Worte sagen: „Nur bedanken hab' ich mich noch wollen, Herr Gutkünd . . .“

Der aber nickte hastig. „Soo . . .? Nu 's is kund . . .“ Und damit war das Neujahrsgespräch beendet.

Wenige Tage darauf machte Georg seinen ersten Besuch bei Frau von Hellstein.

Etwas Feierliches, Erwartendes war in ihm, als er durch die winterliche Salomonstraße schritt, deren Baumreihen im glühenden Schmuck des Reifs lagen und die in der gepflegten Reinlichkeit vornehmer Villenstraßen ruhte.

Ein schmiedeeisernes Gitter schloß den Garten, in dem Frau von Hellsteins Haus gelegen war, gegen die Straße ab.

Georg drückte auf die Klinke — die Tür war geschlossen. Zögernd stand er einen Augenblick. Dann bemerkte er unter dem Messingschild mit dem Namen „Franz von Hellstein“ den Knopf des Läutwerks und zog die Klingel.

Ganz von fern klang der Ton der Glocke heraus, und wieder war es still, und Georg wartete und sah gespannt durch das Gitter in den verschneiten Garten, ob denn niemand vom Hause käme, um zu öffnen. Aber da rührte sich nichts. Das zierliche, mit allerlei Pergolen und Loggien, mit Friesen und bunten Malereien im Stil römischer Villen herausgeputzte Haus lag ruhig und versunken träumend in dem weißen Bett des Gartens.

Da plötzlich gab es Knapp vor Georg einen leisen Knack, und wie von Zaubershänden berührt sprang die Gittertür auf und ließ Georg ein und schnappte, da er sie schließen wollte, von selber wieder ins Schloß.

Erst als Georg dann tiefer in den Garten zum Eingang des Hauses schritt, sah er den alten Diener dort, der noch die Zuglette in Händen hielt, mit der das Wunder sich vollzogen hatte.

Mit einer gewissen herablassenden Höflichkeit und einem brunnentiefen Seufzer führte er dann Georg in ein weites, dielenartiges Vorzimmer und nahm ihm die Überkleider ab.

„Ist Frau von Hellstein zu Hause?“

„Nu allemal . . . Sie sin' doch ooch e chunger Musiker?“ Und ohne Georgs Einwurf abzuwarten: „Nu cha, die chung' Herren von's Conservatorium! Das gonnt äben alles ze uns — 's is' wahrhaftich so . . . Der reene Daubenschlach! Nu, keh'n Se' mal rin da in den Salon — und wen soll'ch also melden?“

Georg war mehr verblüfft als gekränkt durch diesen seltsamen, in brummender Gutmütigkeit vorgebrachten Empfang. „Mein Name ist Bang.“ sagte er. „Von Herrn Gutkünd — die Gnädige Frau wird schon wissen . . .“

„Von Herrn Kutgind? Ei cha freilich — soo soo? Von Herrn Kutgind.“ Und der Diener stielte davon und ließ Georg in dem kleinen heimeligen Salon allein, an dessen Wänden alte Stahlstiche und Lithographien in goldenen Rahmen hingen, in dem aus zierlichen Servanten Porzellanfigürchen und allerlei zerbrechliche Kleinkunst aus vergangenen Tagen sahen, und darin die ein wenig verblichenen seidnen Polstermöbel von so stiller und friedlicher Behaglichkeit sprachen.

Eine Doppeltür in ein zweites großes Zimmer stand offen. Georg sah einen schwarzen Flügel in diesem Raum und einen kunstvoll geschnitzten Notenständer daneben. Über dem Flügel hing an der Wand das lebensgroße Bildnis eines schönen dunkeläugigen Mannes in wallendem Künstlergelock. Nach der Kleidung mochte das Bild aus den fünfziger oder sechziger Jahren stammen. Der Abgebildete stand in heldenhafter Stellung da, eine Art weiten blauen Mantel malerisch um die Schultern geschlagen, eine Papierrolle lässig in der einen niederhängenden Hand. Ein dürrer Lorbeerkranz mit breiter Bandschleife war an dem Bilderrahmen befestigt.

Georg hielt eben seinen Blick auf dieses Bild geheftet, als die Tür hinter ihm geöffnet wurde und Frau von Hellstein eintret.

Etwas Beschwichtigendes, Beruhigendes lag einen Augenblick lang in den Augen und der Bewegung der kleinen alten Dame, als Georg sich rasch umwendete. Es war, als täte es ihr leid, ihn, während er das Bild betrachtete, gestört zu haben.

Dann aber ging sie auf ihn zu und streckte ihm die Hand entgegen. „Nun, seien Sie mir willkommen, Herr Bang. Mein alter Freund, Herr Gutkünd, hat mir von Ihnen erzählt, und ich freue mich, Sie hier zu haben . . .“

Sie setzte sich auf einen der verblichenen Polsterstühle, und Georg, dem, während sie sprach, so wohl geworden war wie noch niemals, seit er nun fern den Seinen war, nahm ihr gegenüber Platz.

„Gnädige Frau,“ sagte er nur, „es ist so gut von Ihnen, daß Sie mir erlaubt haben, zu kommen . . .“ Er stockte, aber sie mußte doch fühlen, wie sehr ihm das vom Herzen kam, denn sie lächelte ihm so gütig zu, daß ihr altes, zitteriges Gesichtchen ganz strahlend wurde. „Sie sind Wiener? Ich höre es an Ihrer Sprache!“

Und da Georg nickte, fuhr sie fort: „Oh, Wien ist so schön! Ich war auch einmal dort — mit meinem Franz. Wann war das? Warten Sie! Ja — wie sein Bergmann von Salun' in Wiener Opernhaus zum erstenmal gegeben worden ist. Im Jahre zweiundsechzig. Mein Gott — wie doch die Zeit vergeht! Fünf Jahre später habe ich ihn verloren . . .“

Ihr Blick ging durch die offene Tür nach dem Gemälde über dem Flügel und blieb dort haften.

Nach einer Weile schüttelte sie den Kopf und blickte Georg wieder an. „Sehen Sie, das hat mich gefreut, daß ich Sie vorhin vor dem Bild getroffen habe — das nehme ich als gutes Vorzeichen für Ihren Eintritt in mein Haus. Denn, wenn er auch seit so viel Jahren heimgegangen ist, mein Franz ist doch der Hausherr hier geblieben . . . Verstehen Sie das?“ Um ihre Augen lag ein leises, zitterndes, verträumtes Lächeln. „Ich bin eine alte Frau,“ sagte sie dann — „man muß mich nehmen, wie ich bin, aber wir zwei, das fühle ich, wir werden uns vertragen.“ Sie strich sich mit beiden Händen leise über die weißen Scheitel und nickte ihm zu.

Und Georg hatte wieder das Gefühl von wärmender Geborgenheit. Nichts Fremdes schied ihn von der feinen alten Dame, er hätte mit ihr sprechen können, als wäre sie ihm vertraut seit langer Zeit.

„Sie sind hier ganz allein in Leipzig?“ fragte sie.

„Ja, Gnädige Frau — die Mutter ist in Wien. Sonst habe ich keine Verwandten.“

„Die Mutter . . .“ Sie sah ihm wieder mit diesem leise zitternden Lächeln in die Augen. „Wie Sie das sagen. Ich glaube, Sie müssen ein guter Sohn sein . . .“

Georg fühlte sein Erröten und hielt dem Blick der alten Dame dennoch stand. Ganz feierlich war ihm zumute. „Die Mutter ist so gut, Gnädige Frau . . . mein Vater ist gestorben, wie ich noch kaum denken habe können, ich hab' immer nur sie gehabt . . .“

„Sie müssen mir mehr von ihr erzählen . . .“

Und Georg sprach von seiner Mutter und von zu Hause. Jede Befangenheit fiel ab von ihm, das Herz wurde ihm ganz leicht im Neben zu dieser feinen alten Frau, die in dem matten grauen Kleid auf dem verblichenen Seidenstuhl saß und zuhörte. Ganz still saß sie, nur die mageren, wellen Finger rührten sich manchmal leise, und die Augen lebten.

Als er schwieg, sagte sie nur: „Ich möchte Ihre Mutter kennen — sie muß eine ausgezeichnete Frau sein!“

Georg war glücklich über dieses Wort.

Als er sich erhob, um sich zu empfehlen, schüttelte Frau von Hellstein nur lächelnd den Kopf.

„Nein, lieber Herr Bang, gar so eilig dürfen Sie's nicht haben! Wollen Sie denn meine 'Naben' nicht kennenlernen? Wer die sind? Nun sehen Sie, was Sie noch alles bei mir lernen müssen! Sie bleiben zu Tisch — oder haben Sie Besseres vor? — Was? Nicht stören?“ Mein lieber Herr



Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl, München.

Morgengruß.

Gemälde von C. v. Bergen.

Bang, nie Worte sagen, die nicht aus dem Herzen kommen! Oder bleiben Sie nicht gern? — Nun also! . . . Und jetzt sind Sie so lieb und drücken zweimal auf den Knopf dort an der Wand und setzen sich dann schön wieder auf Ihren Platz.“

Das alles kam so mütterlich, so gut heraus, daß Georg sich ganz glücklich fühlte, bleiben zu dürfen.

Als er kaum wieder auf dem Platz saß, trat der alte Diener ein und stellte sich in Positur.

„Gnädiche Frau befehlen?“

„Ach, Geidel, legen Sie doch noch ein Gedeck mehr auf. Herr Bang bleibt zu Tisch.“

Der Diener zog die weißen Augenbrauen hoch. Eine gravitatische Ergebenheit lag auf seinen Zügen. „Schon befohrt, Gnädiche Frau. War vorausgesehen.“

Die alte Dame sah ihn an und mußte lächeln.

„So? dann ist es gut.“

Der Diener ging wieder.

Als er draußen war, wendete sich Frau von Hellstein gleich an Georg. „Das war der alte Geidel — er ist seit über dreißig Jahren bei mir im Hause — schon seit der Zeit, da noch mein Franz gelebt hat. Der hat ihn gerne leiden mögen — so lasse ich ihm manches durchgehen.“ Dann lächelte sie wieder. „Stellen Sie sich gut zu dem alten Geidel — er kann Ihnen viel nützen! Er serviert nämlich bei Tisch, und wen er mag, der hat's gut. Fragen Sie nur die ‚Naben‘ — Ja so, die ‚Naben‘!“

Sie stand auf und schritt zu dem Fenster.

„Sehen Sie das Häuschen, das dort im Hintergrund des Gartens steht? Das ist mein ‚Nabenhäus‘. Da wohnen seit vielen Jahren immer sieben junge Künstler, die in Leipzig studieren. Als mein Franz gestorben war, habe ich das kleine Haus zur Erinnerung an ihn gestiftet. Da wohnen die jungen Leute, jeder hat sein Zimmer, und auch für Frühstück und Heizung ist gesorgt. Und da studieren sie. Des Sonntags aber sind sie von Mittags an meine Gäste. Sie werden sie kennenlernen, alle sieben. Es sind ganz prächtige junge Leute darunter — Falk, der Cellist, der Geigenspieler Schmerlin und der Bildhauer Teltcher. Natürlich sind nicht alle gleich — aber im ganzen kann ich zufrieden sein . . .“

„Und für die alle sorgen Sie, Gnädige Frau?“ Mit großen Augen sah Georg auf die zarte alte Dame.

Sie lächelte. „Ich für sie — und sie für mich. Ich brauche Jugend um mich, mein lieber Herr Bang — und das wird mir mein alter Geidel auch nicht mehr abgewöhnen, wenn's ihm auch schwer fällt, sich darein zu fügen. Und dann, die jungen Leute bringen mir eines: die Musik. Ich habe ein Hausorchester — Kammermusik — auf das ich stolz sein darf: junge Menschen, die Künstler sind und die mich liebhaben . . . Sie spielen mir die schönen Sachen von meinem Franz — aus seinen Konzerten und Opern und Sinfonien — sie machen mir die lieben alten Erinnerungen wieder lebendig und bringen mir auch alles Neue von draußen in mein altes Leben. Alles — ja, ja — auch diese ganz neuen Sachen, die noch moderner sind als Richard Wagner — mein Gott, was wohl mein Franz, der so viel

auf die reine, edle Schönheit hielt, zu diesen Tongewirren gesagt hätte . . .“

Durch den feinen Flockenfahl, der leise über den Garten draußen niederfiel, kamen ein paar junge Leute von dem Rabenhause her auf die Villa zugeschritten.

Und Frau von Hellstein nickte ihnen vom Fenster aus zu. „Da kommen sie schon!“

Gleich darauf gab es Stimmengewirr auf der Diele — vergnügte junge Stimmen und die zurückhaltend ergebene des alten Geidel — dann ging die Tür auf, und die ersten von den „Raben“ traten ein . . .

Als Georg gegen Abend nach Hause schritt, war er erfüllt von all den Eindrücken des Tages.

Weicher Schnee lag auf den Straßen, und immer noch weiter sanken die Flocken in dichtem Fall. Sie setzten sich ihm auf den Hut und Winterrock und schwebten ihm, sachte sich wiegend, vor den Augen nieder, daß er nur wenig Schritte weit vor sich hin sehen konnte. Und doch war ihm so wohl im Schreiten durch den windstillen Abend.

Er sah den Kreis von frohen und vergnügten Menschen wieder vor sich, wie sie da in dem ernsthaften, schönen Speisezimmer um Frau von Hellstein zu Tisch gegessen hatten, und dachte der Gespräche, die da von Mund zu Mund gegangen waren. Er durchlebte wieder die Stunde nach Tisch, da die Hausfrau sich zurückgezogen hatte und die „Raben“ und er dann im Bibliothekszimmer saßen und in den Bilderwerken blätterten, während einzelne weiterdiskutierten. Und dann das Schönste von allem: das Spiel der „Raben“ im Musikzimmer.

War das Musik gewesen . . .

Erst der junge Russe — Ossip Schmerlin — ein magerer, hochgewachsener junger Mensch mit gelblicher Haut und kohlschwarzem Haar. Einer von den „Raben“, er wußte nicht mehr welcher, hatte Georg erzählt, daß der Schmerlin ein armer Jude aus einem russischen Dorfe sei — er hätte nie studieren können, wenn Frau von Hellstein sich nicht seiner angenommen hätte. Alles dankte er ihr, alles — auch die wertvolle Geige, die er da in Händen hielt. Aber wie spielte er . . .! Georg hatte nie gewußt, daß eine Geige so singen könne. Ganz hingegenommen war er von dem Spiel. Als Schmerlin geendet hatte, war Frau von Hellstein auf ihn zugegangen und hatte seine beiden Hände genommen. „Ich danke Ihnen, mein lieber Ossip!“ Und da war der hagere, gelbe Kopf des Geigers ganz rot geworden vor Glück, und wie bedingungslose Treue und Dankbarkeit hatte es aus den dunkeln Augen geleuchtet.

Dann hatte der junge Sänger Fournier gesungen, ein hübscher stattlicher Mensch von etwa zweiundzwanzig Jahren, aus dessen Wesen ein schlecht verhehltes Selbstbewußtsein sprach. Er gab die Arie aus einer Rolle, die er studierte. Seine Stimme war groß und tönend, und doch, das, was dem Vortrag von Ossip Schmerlin die Innigkeit und Tiefe gegeben hatte, das fehlte ihr. Und nach dem Sänger war das Trio gekommen — ein wunderbares Werk des alten Haydn. Falk hatte das Cello gespielt, ein Herr Weber die Geige, und am Klavier hatte Eugen Tramm gesessen, der älteste der „Raben“.

Wie ein Strom hatte diese Musik Georg ergriffen. Da stuteten die Töne und Melodien in breiten Wellen und trugen ihn und hoben ihn und klangen an, an all' sein Fühlen. Als ob er träumte, war ihm zumute. Tausend Bilder schlossen sich auf in seiner Seele. Erinnerungen wurden wach und sehnsüchtige Wünsche — Schwermut stieg auf in ihm und Schmerz, dann aber kam mit gütig milden Schritten die Heiterkeit und wischte alles Trübe hinweg von seiner Seele . . .

An zu Hause hatte er denken müssen. Er sah sich an der Hand der Mutter als kleinen Bubben in der Kirche und sah den Priester, der das Allerheiligste zur Wandlung hob, während die Menschen alle das Knie zur Erde beugten — er sah sich mit Sephi neben dem Harmonium vor Heinrich Gerold stehen und hörte ihre eigenen Stimmen, wie sie zu diesen

ernsten, düsteren Klängen, die so voll Weh und Trauer waren, die Kinderlieder ihrer frühen Jugend sangen. Und er sah auch die Stunde, da Herr Gerold zur Erde wiederkehrte, und hörte das Rauschen der schneebedeckten Trauerweiden und das Flüstern des ewigen Friedens da draußen: „Fürchte dich nicht, ich bin bei dir . . .“ Dann aber ward es lichter in den Tönen. Die Mutter! Wie sie jetzt wohl seiner dachte — und er und Sephi, wie das werden mochte!

Leise, während die Musik zwischen den Sätzen für Sekunden schwieg, hatte er auf zu Frau von Hellstein gesehen. Sie saß still, das zitternde verträumte Lächeln auf dem alten, knitterigen Gesichtchen. Und ihre ein wenig geröteten Augen hingen an dem Bilde Franz von Hellsteins über dem Flügel und waren doch wie fort in weiter Ferne.

Als das Rondo des dritten Satzes verklungen war, nickte sie mit dem Kopf.

„Haydn,“ sagte sie dann, und ihre Stimme zitterte dabei ein wenig. „Haydn . . . der hat die Tiefen unseres Menschentums gefannt . . . Und jetzt glaubt jeder, daß es seine Tiefen sind, durch die er führt . . . Haydn . . .“ Und sie wachte sich mit dem zarten Lächeln über die Augen und warf noch einen Blick auf das Bild des lang' verstorbenen, schönen Mannes mit dem dunkeln Lockenhaar und dem süßen Auge.

Sie lächelte schon wieder still und gütig, als sie den drei jungen Männern die Hand reichte.

„Schön, schön haben Sie das gebracht . . .“

Dann war noch eine Stunde in angeregtem Plaudern beim Tee gefolgt. Um schöne und edle Dinge war die Rede gegangen, um große Menschen und ihre Schöpfungen. Da hatte einer von einem neuen Buch erzählt, das er gelesen, dort war man auf ein Werk klassischer Malerei gekommen. Und jeder gab zu diesen Hin- und Widerreden das Seine. Auch Georg, dem die prunklos stille Einfachheit des Tones die Zunge löste. Aber dem allem aber hatte die feine alte Frau gestanden in ihrem matten grauen Kleid. Ganz sachte führte sie die Fäden, mit einem Lächeln lenkte sie die Dinge, daß nirgend Zwang und nirgend Härte war und doch kein Mißton diese Stunde trübte.

Als eine Pause eingetreten war, hatte Georg sich empfohlen. Voll Güte hatte Frau von Hellstein dabei seine Hand gehalten. „Über acht Tage — nicht wahr? Ich meine, wir wollen das ein für alle mal gesagt sein lassen. Wenn Sie nichts Besseres vorhaben, mein lieber Herr Bang, dann kommen Sie des Sonntags zu mir und zu meinen Raben“. Grüßen Sie mir Herrn Gutkind — ich lasse ihm danken, daß er Sie zu mir geschickt hat. Und wenn Sie Ihrer Frau Mutter schreiben, so bringen Sie ihr gleichfalls meine Grüße.“

Georg hatte die kleine weisse Hand geküßt, ehe er gegangen war.

Und mit herzlichem Händedruck war er auch von Falk, dem Cellisten, geschieden, von Ossip Schmerlin und von Joseph Teltischer . . .

Als er nach Hause kam, da gab es ein Fragen schier ohne Ende:

„Aber nu, Bang — so lange wechzupleiben! Ganz ängstlich is' uns schon gewesen! Nu haben Se denn ooch gegessen? Cha? — Schließlich haben wir cha ketacht, daß Se bei der Frau von Hellstein zu Tisch keplieben sein werden. Und nu erzählen Se doch — das 's cha wohl e ganz sonderpare alte Dame? Nu, was mer so hert, se soll cha immer e ganzen Haufen hunger Leute um sich haben . . .“ Frau Karola Thienemann konnte gar nicht zur Ruhe kommen.

Und Georg erzählte. Er mußte berichten, was es zu Tisch gegeben hatte, was Frau von Hellstein über Herrn Gutkind gesagt hätte, und daß er über acht Tage wieder dort eingeladen sei. —

Von da ab waren Frau von Hellsteins Villa, der Garten darum und das Rabenhaus der Ort, dahin das Leben Georg Bangs zu seinen sonntäglichen Andachtsstunden ging.

Hier fand er nach dem Arbeitsdienst der Woche die Freude und die Schönheit, und hier genoß er immer wieder Augenblicke gleich jenen, da bei seinem ersten Hiersein das Trio Meister Haydns von allen Tiefen dieses Lebens zu ihm gesprochen hatte. Und er fühlte, daß sein Dasein wuchs, daß er reifer und stärker wurde in diesen Augenblicken.

Aber auch Heiterkeit fand hier den Weg zu ihm und neue Freundschaft. Zwei von den Sieben waren es vor allen, die Georg nähertraten — die beiden, die ihn schon gleich anfangs am meisten angezogen hatten, Falk, der Cellist und Joseph Teltcher, der Bildhauer. Sie fanden sich mit ihm nicht nur bei dem sonntäglichen Zusammentreffen bei Frau von Hellstein enger als die anderen, auch außerhalb der Villatratzen sie bald in näheren Verkehr mit ihm. Und beide junge Künstler, so verschieden sie auch waren in ihrem Wesen und so wenig sie untereinander sich verstanden, gewannen tiefere Bedeutung für die Entwicklung des jüngeren Freundes.

Was Georg Bang so sehr zu dem Cellisten zog, das war ein seltsam aus Bewunderung und Sehnsucht gemengter Drang, ein Trieb, den Freund mit allem Kult der Hingabe und des Gefolgschaftsdienstes zu umgeben. Der nämliche Trieb, der einstmal Georgs Knabenfreundschaft zu Hans Gerold sein Gepräge gab, der ward auch in dem Jüngling hier noch einmal wach. Er ließ all die guten Seiten Falks Georg noch glänzender erscheinen und milderte die Schwächen in dem Bild des Freundes.

Falk war nahezu vier Jahre älter als Georg, ein schlanker, junger Mann mit edel geschnittenem Gesicht, freiem blauen Auge und weichem gewellten Haar. Sein Wesen war voll Feuer und voll Freudigkeit, und seine ungezwungene Frische, seine sorglose Leichtigkeit erschienen dem mehr stillen Georg als wunderbare Gaben. An allem konnte sich die Phantasie des Musikers entzünden, dann aber waren stets ein Trieb, sich mitzuteilen, und eine Kraft, den anderen mitzuziehen, in ihm, denen sich Georg so gern hingab. Er fühlte die mühelose Überlegenheit des Freundes und bewunderte ihn darum, ohne nach den Grenzen dieser Überlegenheit zu forschen. Er folgte den Gedanken, die jener ausgab, und ging noch weiter auf deren Wegen, wenn Falk schon lange wieder auf neuen, fern dem alten Stoff liegenden Gebieten sich tummelte. Und er merkte kaum in all seiner Bewunderung für diese geistvolle Leichtigkeit, daß seines Freundes Wesen meist doch nur an der Oberfläche all der Dinge blieb, die in ihm selber sich in zähem Festhalten und Weiterichreiten langsam doch Schritt für Schritt vertieften. So ward Karl Falk zum fruchtbarsten Anreger für Georg Bang, und aus den Gesprächen über Gelesenes, Gehörtes und Geschautes, aus den gelegentlichen gemeinsamen Gängen in das Museum, in das Theater und in Konzerte des Konservatoriums wuchs für Georg ein Teil des Lebens, das nun neben der schmerzlichen Erinnerung die Abende in seiner schmalen himmelblauen Stube füllte.

Und noch etwas wob sich da um den Musiker, das Georg mit geheimnisvoller Macht anzog, das ihm Scheu einflößte und doch den Freund ihm näher brachte zugleich: Falk hatte eine stille Liebe. In ganz beiläufigen Bemerkungen, in halben, hastig hingeworfenen Sätzen hatte er das mehrmals angedeutet, immer in einer Weise, die erkennen ließ, daß er in Georgs Schweigsamkeit sein tiefstes Vertrauen setzte, und daß Georg der einzige sei, dem er von diesem besten Schatz seines Lebens sprach. Georg aber hatte dann stets ernst und erregt zugehört. Und wieder war dann, wie ein Echo aus seiner Knabenzeit, ein Gefühl der Hingabe an das Schicksal seines Freundes in ihm, so stark, so bedingungslos: er hätte sich lieber das Herz aus dem Leibe reißen lassen, als Karl Falks Geheimnis jemals preiszugeben. Er hielt, was der ihm anvertraute, heilig und hoch, als wäre es das Beste seines eigenen inneren Erlebens.

Einmal auch hatte Falk ihm ein Gedicht zu lesen gegeben, das er gemacht hatte. Es hieß „Traumbild“ und sprach von dem Erscheinen und Verschwinden der sehnsüchtig Geliebten im

fieberschweren Traum. Ganz ergriffen von den Versen und zugleich dankbar hingenommen von dem Beweise des Vertrauens, hatte Georg das Blatt damals zurückgegeben. Ihm schienen die Verse schön wie irgendwelche. Er mußte an Heinrich Heines „Buch der Lieder“ dabei denken, das er kurz vorher erst gelesen hatte. Es stand fest in ihm, daß Falk auch als Dichter Bedeutendes leisten würde.

In der Aussprache, die damals zwischen den beiden jungen Menschen stattfand, bot der Musiker Georg Bang das Du an. Und der nahm es wie ein köstliches Geschenk.

Seitdem sprach Falk öfter als vorher in dunkeln Worten von seiner Liebe, und Georg glaubte aus allem zu erkennen, daß Hindernisse sich zwischen den Freund und die Geliebte stellten. Aber er fragte nicht, er hätte es nicht übers Herz gebracht, auch nur mit einem Wort von sich aus an dem zu rühren, was den anderen beschäftigten mochte. Nur seine Gedanken umstrichen und umschwärmten diese stille Liebe und verkärten das Leid des Freundes in romantischen Phantasien.

Dann, bei einem Schülerkonzert im Konservatorium hatte Falk „sie“ ihm gezeigt — ein rosiges junges Geschöpf von großer Lieblichkeit. Sie saß neben einer anderen jungen Dame, die um einige Jahre älter sein mochte, ihrer Freundin, wie Falk sagte. Und Georg sah, wie sich während des Konzerts die Blicke der beiden jungen Menschen, die einander liebten, immer wieder trafen, und wie in den großen, wunderbar sanften braunen Augen des Mädchens, wenn sie hinüberblickte zu Falk, der an einer Marmorsäule des einen Seitenganges lehnte, die sehnsüchtige Liebe lag.

Auf dem Heimweg war Falk lange schweigsam.

Er hatte den Kragen des Winterrodes aufgeschlagen und den breitrandigen schwarzen Hut in die Stirn gedrückt. Dabei blinnte er wie in Sinnen verloren mit auf die Brust gefenktem Haupt vor sich hin, und mehrmals seufzte er und schüttelte leise den Kopf.

Dann sah wohl Georg voll scharfer Teilnahme zu ihm hinüber. So schritten sie beide wortlos dahin durch die nächtlich stillen Straßen, die ein feines stäubendes Regengeriesel erfüllte.

Und plötzlich begann Falk zu reden, immer noch ohne Georg anzusehen und ohne seine Schritte zu hemmen. Ein seltsam düsterer Ernst, eine getragene Feierlichkeit war in seiner Stimme:

„Ja, mein Junge, jetzt hast du sie gesehen, und jetzt wirst du vielleicht verstehen, was sie mir ist. Alles! Mein guter Engel, meine Heilige, mein Talent — mein ganzes Leben. Denn wenn ich jemals etwas Bedeutendes erreiche in meiner Kunst, dann ist's durch Else, und wenn ich heute schon ein anderer Kerl bin als früher — ich meine, anders in meinem inneren Wesen, in meiner Weltanschauung — dann ist das ihr Einfluß, dann verdanke ich ihr das. Du kennst mich nicht lange genug, um das beurteilen zu können; ich war ja früher ganz anders. Du hast vielleicht gesehen, wie viele von den jungen Konservatoristinnen ich kenne und grüße. Da sind doch gewiß bildhübsche Mädchen darunter, und ich sage dir — na, um nicht eine davon kummere ich mich heute mehr! Überhaupt die anderen Weiber . . . Mir ist ja, als ob es nur noch diese eine gebe. Und wie sie mich liebhat, wie sie an mich glaubt, an jedes Wort, an mein Können, meine Zukunft, wie sie mich in allem versteht! Aber ich weiß auch, was ich ihr für ihr wunderbares, so kindlich reines Vertrauen schuldig bin. Oh, ich wäre ja der größte Schuft . . . Mensch, Georg, du hast ja keine Ahnung . . .“

Er blieb stehen und wendete sich mit einer raschen Bewegung Georg zu. „Weißt du, wer sie ist?“

Georg stand gleichfalls still. Er hob den Kopf und sah dem Freund erregt und fragend in die Augen. Er fühlte nicht, wie ihm die feinen, sprühenden Regentropfen scharf gleich Nadelspitzen ins Gesicht stäubten und sich fest setzten an seinen Brauen. Hingebende Teilnahme an den Freund und an sein Schicksal erfüllte ihn. „Nein,“ sagte er leise.

Falk setzte an zu sprechen, dann blickte er sich um und schüttelte den Kopf.

Sie standen an der Brücke, die vor der Thomaskirche über die Pleiße geht. Von dem Turm der Kirche, in der einstmals Meister Johann Sebastian Bach als Kantor an der alten Thomasschule seine unsterblichen Kantaten und Motetten dirigierte, hallte der Klang der Glocken nieder, und aus den engen und

verschwiegene Gäßchen dahinter drang schrill quiekende Tanzmusik. Von der anderen Seite aber, aus der „Zentralhalle“, deren von bunten Lampen erhelltes Portal in allen Farben durch das Regenriegen herüberleuchtete, kamen paarweise, eng unter ihre Schirme geduckt, laut plaudernde Menschen herübergeschritten und erfüllten die Nacht mit ihrem Lachen.

„Nicht hier,“ sagte Falk, „komm!“ (Fortsetzung folgt)



Feldzeugmeister Freiherr von Beck, der verdiente Chef des österreichischen Generalstabes, feierte am 11. Juni d. J. sein 25jähriges Jubiläum als Inhaber dieser hohen Stellung. Vieles Ehrende wurden dem Jubilar zuteil, der in besonderem Maße das Vertrauen und Wohlwollen seines greisen kaiserlichen Herrn genießt und auch auswärts, wie bei dem Generalstab der preussischen und der russischen Armee in hohem Ansehen steht. Freiherr von Beck, der rangälteste aktive General der österreichischen Armee, ein 77ger von großer Frische und Mäßigkeit, wird im Oktober d. J. auch noch ein anderes militärisches Jubiläum feiern: seine 60jährige Zugehörigkeit zur Armee. Wichtiger aber als jenes Ehrenfest ist die Feier seines 25jährigen Wirkens als Generalstabschef, die eines der seltensten Ereignisse ist und in Österreich wohl einzig dasteht. Beck's Tätigkeit kann in diesem Augenblick und von den Mitlebenden nicht in vollem Umfange gewürdigt werden, doch bürgt die Gunst seines Kaisers, die Anerkennung der Sachverständigen, die Verehrung seiner Untergebenen für seine Tüchtigkeit, und das glänzendste Zeugnis stellen ihm eben die Jahre selbst aus, die er auf einem der verantwortlichsten Posten unter den in Österreich ganz besonders schwierigen Verhältnissen durchlebt hat. Freiherr v. Beck, der

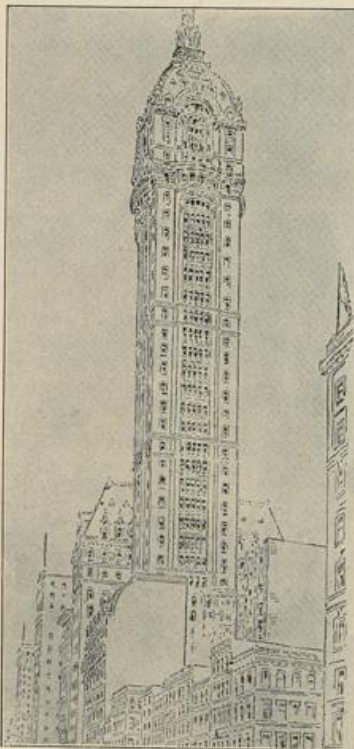
des Generalstabes f. d. gesamte bewaffnete Macht 11. Juni 1906. Von der Medaille, die in einer Brunnfajette ruht, wurde im Auftrag des Oberstämmererantes für die Sammlungen des Kaiserhauses eine Gedenkmedaille von 20 Zentimetern Durchmesser angefertigt.



Die Ehrenmedaille des österr. Generalstabes für den Feldzeugmeister Freiherrn v. Beck.

Der neueste Wolkenkratzer in New York.

(Zu den untenstehenden Abbildungen.) Er erinnert wirklich an den Turmbau zu Babel, der gewaltige Bau, der in der 40. Straße von New York, 40 Stockwerke hoch, in die Lüfte steigen wird, ein Wunderwerk menschlicher Technik, das aber für uns, die „niedrig Gewöhnlichen“, etwas Atemberaubendes hat. Schlanke und stolz steigt der Turm dieses neuesten New-Yorker Riesenbaues 595 Fuß hoch von breiter Basis auf, sich nach der Spitze hin zu einer Art kleinem Tempelchen verjüngend. Ein Stahlgerippe von 20 000 Tonnen Gewicht gibt ihm Halt und Stütze, und der Mann, der da auf jenem zweiten Bild von schwindelnder Höhe herniederblickt auf die Millionenstadt mit ihrem Häusermeer, deren zahllosen dampfenden Esen und der wunderbaren Brücke, die ihre Bogen über den Castriver schlägt, hat wahrlich einen gefährlichen Arbeitsplatz auf der Spitze des eisernen Trägers, an dem er emporgellettert ist. Welch stählerne Nerven, welche Ruhe und Sicherheit gehören dazu, im Anblick der grausigen Tiefe, den Tod beständig vor Augen, mit sorgsamem Händen sein Werkzeug zu führen!



Entwurf für den neuesten „Wolkenkratzer“ in New York.

in Mollise sein Vorbild sah, hat alle Prinzipien moderner Kriegsführung in das österreichische Heer hineingetragen, auf die Entwicklung der österreichischen Eisenbahnen, zumal der strategischen Linien, einen großen Einfluß ausgeübt, dem praktischen Kriegsspiel weiteste Verbreitung gegeben, das Befestigungswesen glänzend umgestaltet, die Reformierung des Genie- und Pionierkorps organisiert und alle hervorragenden Neuerungen gefördert und unterstützt. Ein kaiserliches Handschreiben an den Jubilar vom 11. Juni spricht in Worten höchsten Lobes von dessen Verdienst um die Monarchie, und auch die hier abgebildete Medaille, ein Ehrengeschenk des österreichischen Generalstabes, ist ein Ausdruck der Verehrung und Bewunderung. Sie wurde von dem Kammermedailleur Professor Rudolf Marshall ausgeführt und zeigt auf der Bildseite neben dem wohlgelungenen Porträt des Jubilars folgende Aufschrift: „FZM. Friedr. Freih. v. Beck, k. u. l. Chef

Im Kampf mit Aekräubern. (Zu dem Bild Seite 541.) An der französischen Nordküste verwendet man zum Heringsfang Treibnetze, von denen jedes etwa vierzig Meter Länge und zehn Meter Tiefe besitzt. Größere Fischerboote führen so viel Netze mit sich, daß sie auf eine Strecke von mehreren Kilometern das Wasser bestellen können.



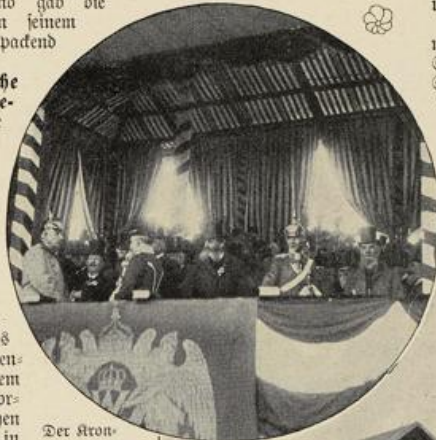
Arbeiter auf dem Bau.

Gegen Abend werden die Netze in entsprechende Tiefe verankert, und mit Tagesgrauen beginnt man sie einzuziehen. Unter diesen Umständen ist die Überwachung der eigenen Netze für den Fischer mit Schwierigkeiten verbunden. Nicht selten kommen beim Einziehen unbeabsichtigte Fretümer vor, indem ein Boot fremde Netze, die sich über die feintigen gelagert haben, einzieht in der Meinung, es seien die eigenen. Zuweilen gehen aber Fischer aus benachbarten Häfen geradezu auf Aekraub aus,

Indem sie heimlicherweise fremde Netze sich anzueignen suchten. Diese Seecräuer pflegen dann die Nummern und Abzeichen ihrer Boote mit Segeltuch zu verdecken, damit sie nicht erkannt werden. Bei solchen Anlässen kommt es manchmal zu erhittem Zusammenstoßen, da die Bestohlenen alles dransetzen, um den Dieben ihren Raub abzugewinnen. Vor einigen Jahren war der französische Maler J. Tattegrain Zeuge eines solchen erbitterten Kampfes um die gestohlenen Netze und gab die spannende Szene in seinem stimmungsvollen Bild packend wieder.

Landwirtschaftliche Ausstellung in Schöneberg-Berlin.

Unsere Bilder sind der 20. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft entnommen, die unter dem Protektorat des Kronprinzen stehend, vom 14. bis zum 19. Juni in Schöneberg = Berlin stattfand und Zeugnis ablegte von der glänzenden Entwicklung, dem machtvollen Emporbühen der deutschen Landwirtschaft. Bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in stillen Dahinträumen befangen, erfuhr die deutsche Landwirtschaft durch die wunderbaren Entdeckungen und Erkenntnisse des großen Gelehrten Justus von Liebig eine völlige Umwälzung, und zwanzig Jahre später war die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft gegründet, die alle Zweige der landwirtschaftlichen Wissenschaft und Technik mit großen Mitteln ausbaute. Heute steht sie an der Spitze aller landwirtschaftlichen Vereinigungen, mit einer Beamtenschaft von 170 Angestellten, einem Pensionsfonds, einem großen Vereinshaus in Berlin, gewaltigen Aufwendungen für Studienreisen und wissenschaftliche Arbeiten und alljährlich sich wiederholenden Ausstellungen, die an Bedeutung und Großartigkeit stetig wachsen. Der diesjährige Ausstellungspark umfaßte eine Fläche von 34 Hektar oder 132 Morgen, die aber fast zu klein war für die Fülle des Gebotenen, für die große Menge der ausgestellten Tiere und Geräte, Bauten und Maschinen. In zahlreichen Ertragszügen sind im ganzen 676 Pferde, 1135 Rinder, 974 Schafe, 682 Schweine, 84 Ziegen, 253 verschiedene Fischsorten, 547 Geflügelarten und 123 Kaninchen herbeigeführt und in den zahlreichen Bauten untergebracht worden. Besondere Begeisterung erregten unter den Zuschauern die Pferde, die von den prächtigen Ostpreußen bis zu den schweren Belgiern und Ardennen alle Zwischenarten der Reit- und



Der Kronprinz auf der Tribüne.



Das Eingangstor.

Zugtiere darstellten. Eine zweite Hauptgruppe umfaßte die Rinder, die Hoch- und Niederlandschläge in reicher Auswahl zeigte. Von der großen Tribüne aus sah auch der Kronprinz, wie unser Bild zeigt, der Vorführung der prächtigen Ausstellungstiere zu, wie er überhaupt allen Darbietungen ein reges Interesse entgegenbrachte. Die Ausstellung gab auch dem Laien in ihrer Übersichtlichkeit und vorzüglichen Einteilung und Reichhaltigkeit ein klares, hochinteressantes Bild von der Entwicklung und der Leistungsfähigkeit unserer deutschen Landwirtschaft.

Die Glücksburger Friedrichsgarde. (Zu der Abbildung auf der nächsten Seite.) In dem lieblich an der Meisenburger Höhe gelegenen Städtchen Glücksburg mit seinem altertümlichen, von Wellen umspülten Schloß ward vor einigen Tagen eine Art Familienfest in der Bevölkerung gefeiert: das fünfzigjährige Jubiläum des Rentiers P. N. Lassen als aktives Mitglied der Glücksburger Friedrichsgarde. Es war in der Tat ein Familienfest, an dem groß und klein, arm und gering den herzlichsten Anteil nahm, ist doch die Glücksburger Friedrichsgarde, die laut alten, im Archiv aufbewahrten Papieren einst von der regierenden Herzogin von Braunschweig-Lüneburg-Bevern, zur Verteidigung des Fleckens und des Schloßes Glücksburg bei etwaigen feindlichen Überfällen gegründet wurde und im Jahre 1901 ihr hundertjähriges Bestehen feierte, eine allen Glücksburgern geheiligte Institution. Und fünfzig Jahre lang Mitglied, fünfzehnmal sogar „König“ dieser Truppe sein, ist keine Kleinigkeit. Der Jubilar nimmt's, was Treueherlichkeit anbelangt, noch mit den jungen Schützen auf, und nie hat er in all den langen Jahren

ein Festessen oder ein Scheibenschießen der Schützengarde veräumt. Interessant sind die aus dem Jahr 1803 stammenden Schießstiefen der jetzt unter dem Protektorat ihres Ehrenchefs, des Herzogs Friedrich Ferdinand zu Schleswig-Holstein-Glücksburg stehenden Friedrichsgarde.

Die Lamsenjochhütte im Sarwendelgebirge. (Zu der Abbildung auf der nächsten Seite.) Am 16. und 17. Juni feierte die Sektion Oberland (München) des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins hoch oben in den Bergen ein Fest, das ebenso von den erfolgreichen alpinen Bestrebungen, wie von dem fröhlichen Gedeihen der Sektion Zeugnis ablegt. Sie weihte das von ihr unmittelbar vor der Niemannsmauer der Lamsenjochpfe in 2003 Metern Höhe erbaute Unterjochhaus



Preisgekrönte Schafe.



Preisgekrönte Rinder.

Von der 20. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft zu Berlin.



Laffen.

Die Glücksburger Friedrichsgarde
zum fünfzigjährigen Jubiläum ihres Mitgliedes R. R. Laffen.

unter großem Zulauf ihrer Mitglieder und Freunde ein. Die neue massiv gebaute Hütte, die für 39 Personen nächtliche Unterkunft gewährt, vermittelt den Übergang von Schwarz in Tirol über das Lamsenjoch zum Achen-Flachboden im Engtal und dient als Ausgangspunkt für die Besteigungen in der Bomperkette; der einst viel gefürchtete Turm der stolzen Lamsenjochspitze ist in zwei, das aussichtsreiche Sonnjoch in 3 1/2 Stunden von der neuen Hütte aus zu erreichen.

Harry Nelson Pillsbury. (Zu dem rechts obenstehenden Bildnis.) Einen schweren Verlust hat die internationale Schachwelt durch den Tod eines ihrer Maitadore erlitten. Harry Nelson Pillsbury, einer der ersten Schachmeister unserer Zeit, ist am 18. Juni in Philadelphia im Alter von 34 Jahren gestorben. Schon seit längerer Zeit waren

Nachrichten über die schwere nervöse Erkrankung Pillsburys nach Europa gekommen — man wußte, daß der glänzende Spieler, der 1902 in Berlin gegen etwa 20 starke Spieler gleichzeitig spielte, und der in Moskau sogar gegen zweiundzwanzig Gegner gleichzeitig blind gespielt und dabei siebzehn Partien gewonnen hatte, geistig zusammengebrochen war. Nun hat der Tod ihn von dem Leiden, das ihn ergriffen hielt, erlöst, der Mann mit dem wunderbaren Gedächtnis, das ihm einst ermöglichte, geradezu ungläubliche Leistungen auf dem Felde seiner leidenschaftlich geliebten Kunst zu vollbringen, ruht für ewig aus von seinen Kämpfen am schwarzen und weißen Brett.

Berufskrankheiten der Petroleumarbeiter hat man in Nordamerika und Rußland beobachtet. Sie bestehen in einer rauchartigen Benommenheit und Bewußtlosigkeit bei blauer Färbung des Gesichtes.



Harry Nelson Pillsbury †.

Es sind dies die Folgen der Einatmung der niedrig siedenden, leicht flüchtigen Kohlenwasserstoffe, die im Kohlpetroleum enthalten sind. Andererseits leiden die Arbeiter an Hautentzündungen und Eiterungen an den Talgdrüsen, die durch das häufige Benetzen des Körpers mit Kohlpetroleum verursacht werden. Da in Deutschland die Petroleumgewinnung und -industrie in immerwährendem Zunehmen begriffen ist, hat der preussische Handelsminister vor einiger Zeit die Regierungspräsidenten durch einen Erlaß auf diese Uebelstände aufmerksam gemacht und zu Erhebungen angehalten, um je nach deren Ausfall nötigenfalls entsprechende Vorkehrungsmaßnahmen rechtzeitig anzuordnen.



Einweihung der neu erbauten Lamsenjochhütte.

Druck und Verlag Ernst Steil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Fischer; für den Einzelteil verantwortlich: Franz Boerner, beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth in Wien. Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.